

Die Menschen im Hospiz Stuttgart im Jahr der Corona Pandemie 2020



Für Martin Klumpp anlässlich zweier besonderer Jubiläen

Für alle ehrenamtlichen und hauptamtlichen Kolleg*innen des Hospiz Stuttgart

Liebe ehrenamtliche und hauptamtliche Kolleg*innen, lieber Martin Klumpp

Das Jahr 2020 war in vielerlei Hinsicht ein besonderes Jahr. Völlig unerwartet brach ein Virus in unser Leben ein. Ein Virus, das unser aller Leben durcheinanderwirbelte, das Menschen in die soziale Isolation zwang, das einsame Menschen noch einsamer machte, das vielen das Leben nahm und ins Leben der Hinterbliebenen oft tiefe Wunden riss. Auf einmal war alles ganz anders. Was bei den von uns begleiteten Menschen Alltag ist, wurde zum Alltag für alle. Plötzlich ist unser aller Leben bedroht und die Erfahrung der Selbstverständlichkeit sozialer Nähe hat sich verändert. In Interviews mit Familien mit einem schwer kranken Kind sprachen die Eltern das genau so aus: »Für Euch ist es Notstand, für uns Alltag.« Viele von ihnen berichteten aber auch, dass der Alltag nun noch schwerer geworden sei.

Für uns sind viele wichtige Möglichkeiten der Begegnung weggebrochen. Vieles konnte digitalisiert werden. Das aber kann die persönliche Begegnung nicht wirklich ersetzen. Es braucht Begegnungen von Angesicht zu Angesicht, damit man sich gegenseitig spüren kann, miteinander schweigen kann und sich im Schweigen begegnet. Wir sind dankbar für alles, was gelungen ist, und dankbar für die, die das möglich gemacht haben. Digitale Begegnungen in Konferenzen. digitale Vorträge, digitale Gruppentreffen etc. Dennoch: die Begegnung auf dem Sommerfest und beim Intensivtag fehlte. Der Erinnerungstag im Kinderund Jugendbereich und die Gedenkfeier im Erwachsenenbereich konnten nicht stattfinden. Viele weitere Treffen mussten abgesagt werden. Das schmerzt

uns sehr und wir sind voller Hoffnung und Vertrauen, dass eine Rückkehr zu persönlichen Begegnungen bald wieder möglich sein kann. Corona hat viele von uns müde gemacht. In ihren Beiträgen berichten die Bereichsleitungen von ihren Erfahrungen, von den Belastungen, vom Zerrissensein zwischen hospizlichem Auftrag, wie er bisher gelebt werden konnte, und notwendigen Schutzmaßnahmen, die nun in diesen Auftrag integriert werden müssen. Sie berichten außerdem darüber. was trotz geschlossener Türen gelingen durfte – durch Euch, Herzlichen Dank dafür. Sie berichten von den Menschen. die wir während der Pandemie stationär und ambulant begleiten konnten, denen wir ein wichtiges Gegenüber waren und sie uns. Wir mussten Menschen in ihrer Not nicht alleine lassen.

In den Beiträgen danken die Bereichsleitungen außerdem einem ganz besonderen Jubilar, der die Hospizarbeit in Stuttgart vor über 40 Jahren begründet und zu seinem Lebensprojekt gemacht hat. Mit Freude an den Menschen, mit viel Kraft, Mut und Elan, mit Rat und Tat. Er leitet seit über 40 Jahren Trauergruppen und begleitet die Trauernden auch in persönlichen Begegnungen. Er teilt mit uns sein Wissen in Vorträgen, Grußworten und in persönlichen Gesprächen. Er begleitet Menschen in größter seelischer Not auf der Station für Erwachsene. Er sammelt mit viel Kreativität, verbindlichen Beziehungen und großem Verve Spenden für unsere Arbeit ein, damit diese wertvolle Arbeit, die so notwendig ist, auch getan werden kann. Wie er das alles schafft? Er meinte kürzlich: »Weißt Du,

Manfred, ältere Menschen brauchen weniger Schlaf.« Ich ergänze: wenig Schlaf, eine liebevolle Familie an seiner Seite. außerdem Menschen, denen er ein wichtiger Freund ist, sowie die Hospizarbeit mit ihren Menschen, mit denen er gerne im Gespräch ist. Er ist ein guter Hörender und brillant Denkender. Wir schätzen ihn sehr. Eine Feier zu seinem 80. Geburtstag war vorbereitet und wurde: abgesagt. Deshalb unsere Idee, ihn mit diesen Beiträgen zu ehren und ihm zu danken. Den auten Wünschen der Teams haben sich weitere Gratulant*innen angeschlossen und wunderbare Texte für ihn verfasst - seine Wegbegleiter*innen, die sich wie Martin Klumpp um die Hospizarbeit sehr verdient gemacht haben. Danke an alle Beitragenden. Danke, lieber Martin Klumpp, für Dein Wirken.

Eine wichtige Wegbegleiterin der Hospizarbeit und besonders der Arbeit des Hospiz Stuttgart sowie liebe Wegbegleiterin und gute Freundin von Martin Klumpp ist am 30.01.2021 verstorben: Doris Leibinger. Wir danken ihr sehr für all das Gute, das sie mit ihrer Großzügigkeit, mit weisem Rat und durch ihre Verbundenheit mit dem Hospiz Stuttgart für uns und unsere Arbeit bewirkt hat. Ihr sprechen wir mit einem Grußwort unseren besonderen Dank aus.

Das Jahr 2020 hatte mit einem wichtigen Urteil des Bundesverfassungsgerichts begonnen: es hat das 2015 gesetzlich verankerte Verbot der geschäftsmäßigen Förderung der Selbsttötung für verfassungswidrig erklärt und das Gesetz damit aufgehoben. Ein kurzes Beben nach diesem Urteil verebbte schnell mit Ausbruch

der Pandemie, es flackerte immer nur kurz wieder auf und wurde vom lebensbedrohenden Virus verdrängt. Das Theaterstück »Gott« von Ferdinand von Schirach, das vor der TV-Ausstrahlung auf den Spielplänen der Theater gestanden hatte, die es Corona bedingt aber nicht haben aufführen können, hat die Diskussion neu belebt. Die einst recht geschlossene Linie der Palliativmedizin war bereits 2015 an der Frage ärztlich assistierten Suizids zerbrochen, die geschlossene Linie der Kirchen begann mit der Veröffentlichung von Ulrich Lilie, Professor Dr. Reiner Anselm und Professorin Dr. Isolde Karle in der FAZ zu bröckeln. In beiden Lagern wird gerungen. Im Lager der Palliativmedizin und im Lager der Kirchen – um das eigene Selbstverständnis, um den eigenen Auftrag, um den Ort des Suizids und die Form bzw. die Begleitung einer Assistenz etc. Es steht viel auf dem Spiel. Die Hospizbewegung ist mit in den Sog der Debatten geraten und sucht selbst nach Grundhaltungen zu wichtigen ethischen Fragen. Darüber diskutieren wir in einer AG aus Hauptund Ehrenamt aus allen Bereichen des Hospiz Stuttgart, in unseren Ethik-Cafés und

an vielen anderen Orten. Wir werden uns in diesem Jahr einer Grundhaltung annähern. Der Anfang wurde 2020 gemacht.

Mein herzlicher Dank gilt Euch allen im Ehrenamt und im Hauptamt. Danke für das gemeinsame Begleiten. Danke für das gemeinsame Denken. Danke für unsere Gemeinschaft.

Manfred Baumann,
Gesamtleiter Hospiz Stuttgart,
Februar 2021

Foto: raumzeit3 | Judith Schenten



Manfred Baumann

Inhalt

01 11–13	VORWORT Im Gedenken an Doris Leibinger	33-37	Ambulanter Hospizdienst für Erwachsene Begleitung in Krankenhäusern und Pflegeeinrichtungen von Christa Seeger
02	JAHRESBERICHTE: RÜCKBLICK AUF DAS JAHR 2020 & DANK AN MARTIN KLUMPP	38 – 43	Stationäres Erwachsenenhospiz Stuttgart von Annemarie Hagenlocher und Stefanie Teufel
15 – 19	Stationäres Kinder- und Jugendhospiz von Michaela Müller und Brigitte Bubeck	03	FACHBEITRAG
	· · · · · · · · · · · · · · · · · · ·	45-49	Die Bedeutung der professionellen
20-21	Ambulanter Hospizdienst für Kinder und		Trauer von Caregivern
	Jugendliche von Tasja Kraus und Maike Frey		von Susanne Haller
22 – 25	Landesstelle Baden-Württemberg am		
	Hospiz Stuttgart von Anna Lammer und Andrea Hägele		
26-32	Ambulanter Hospizdienst für Erwachsene Begleitung zu Hause von Dr. Christine Pfeffer		

04	GRUSSWORTE FÜR MARTIN KLUMPP	70-75	Martin Klumpp zugeeignet: Predigt zur Eröffnung des stationären Kinder- und Jugendhospizes Stuttgart von Dekan Eckart Schultz-Berg
51 – 52	Gruß von Landesbischof Dr. h. c. Frank Otfried July für die Festschrift für Martin Klumpp		
53	Grußbotschaft von Dr. Daniela Tausch und Helmuth Beutel	05	EIN ETHISCH HERAUSFORDERNDES
54-56	Martin Klumpp ist eine »Marke« von Hans-Peter Ehrlich		JAHR
57 – 59	Martin Klumpp zum 80. Geburtstag von Prof. Dr. med. Dr. h.c. Christoph Student	77 – 82	Ethisch relevante Fragen im Jahr der Pandemie 2020 von Manfred Baumann
60-63	Begegnung mit Martin Klumpp – eine beispielhafte Würdigung von Dr. Annedore Napiwotzky	83-93	»Ich will sterben«. Reflexionen über Todeswünsche und assistierten Suizid im Kontext hospizlicher Praxis von Manfred Baumann
64-67	Wünsche für Martin Klumpp von Elisabeth Kunze-Wünsch	94	Impressum
68-69	Ein großartiger Fundraiser von Marion Ebach		

(01)

Im Gedenken an Doris Leibinger

Im Gedenken an Doris Leibinger

von Manfred Baumann

Doris Leibinger hatte sich im Wirken für das Hospiz Stuttgart mit den Menschen, die wir begleiten, sehr verbunden. Mit unseren jungen und erwachsenen Gästen, mit ihren Familien und mit den Mitarbeiter*innen, deren Arbeit sie mit Herz und Seele unterstützte und mittrug und denen sie durch ihr Wirken stets den Rücken stärkte. Hospizarbeit ist nur möglich durch Menschen, die unser Anliegen teilen und uns durch Ehrenamt und finanzielle Zuwendung unterstützen und uns mit ihrem besonderen Engagement immer wieder aufs Neue den Rücken stärken und uns ermutigen.

Doris Leibinger hatte 1994 die Position der stellvertretenden Vorsitzenden des Vereins zur Förderung des Hospiz Stuttgart übernommen und seitdem in ihrer guten und klugen Art die Hospizarbeit nach

vorne gebracht. Der Verein unterstützt die Arbeit des Hospiz Stuttgart und macht sie überhaupt erst möglich.

Durch das Zusammenwirken von Ehrenamtlichen und Hauptamtlichen wurde es möglich, dass die Station für Erwachsene ein Ort der Wärme und Geborgenheit werden durfte für Menschen am Ende ihres Lebens. Dass die Station für Kinder und Jugendliche Familien mit lebensverkürzend erkrankten Kindern ein Ort des Lebens und der Zuwendung sein kann. Fin Ort für schwerstkranke und auch sterbende Kinder und Jugendliche, an dem sie sich mit all ihren Sinnen wahrnehmen dürfen und in ihrem Sein wertgeschätzt werden. Ein Ort, an dem erschöpfte Familien aufschnaufen und sich erholen können. Ein Ort der Begegnung von Familien, an dem sie sich verstanden fühlen und wissen: wir sind nicht allein. Ein Ort für trauernde Eltern, die Angebote und Begleitung in ihrer Trauer erhalten. Ein Ort für Geschwisterkinder, die hier gesehen werden und sich hier begegnen dürfen. Ein Ort für Geschwisterkinder, die wir in ihrer Trauer begleiten. Durch die großartige und großzügige Unterstützung und Initiative von Doris Leibinger konnte diese wichtige Arbeit in einem stationären Kinder- und Jugendhospiz verwirklicht werden.

Durch das Zusammenwirken von Ehrenamtlichen und Hauptamtlichen wurde es möglich, dass wir durch drei ambulante Hospizdienste Menschen in Not an den Orten begleiten, an denen sie zu Hause sind. Sie unterstützen Familien mit schwerstkranken Kindern und Jugendlichen sowie Familien mit einem erkrankten oder ver12

storbenen Elternteil. Sie schenken ihnen Zeit durch ehrenamtliche Begleiter*innen und sie unterstützen durch Beratung und Begleitung durch die hauptamtlichen Mitarbeiterinnen. Sozialberatung ist ein wichtiger Teil ihrer Arbeit. Die ambulanten Teams für Erwachsene unterstützen schwerstkranke und sterbende Menschen zu Hause und begleiten sie in ihrer Trauer. Sie begleiten Menschen in Pflegeeinrichtungen und Krankenhäusern. Sie beraten dort die Teams und schenken den Menschen, die sie begleiten, menschliche Zuwendung und Zeit.

Unsere Akademie steht für Herzensbildung – denn in der Arbeit mit schwerstkranken und sterbenden Menschen brauchen Expert*innen neben Fachwissen vor allem einen guten Zugang zu sich selbst, um in angemessener und guter Weise Menschen in deren Not bealeiten zu können. Die Akademie bildet Menschen in Palliativmedizin, Palliativpflege, Trauerbegleitung und hospizlicher Begleitung weiter. Die Landesstelle zur Begleitung von Familien mit einem schwer kranken Kind berät, unterstützt und vernetzt Familien mit einem schwer kranken Kind in Baden-Württemberg und darüber hinaus. Sie ist verlässliche Ansprechpartnerin für die Nöte der Familien und gibt ihnen eine Stimme. Wie alle unsere Dienste begleitet sie Familien mit der wohl wichtigsten Botschaft in schwerster Not: wir lassen sie nicht allein, sondern sind mit unseren Angeboten und Mitarbeiter*innen an ihrer Seite.

All diese Angebote wurden möglich gemacht durch die tatkräftige Unterstützung, das Engagement und das Zusammenwirken aller ehrenamtlichen und hauptamtlichen Mitarbeiter*innen in Beratung und Begleitung, im Spezialdienst und im Fundraising, in der Entwicklung von Konzepten und Strategien. Doris Leibinger identifizierte sich in besonderer Weise mit unseren Werten und mit unserer Haltung. Sie stand uns zur Seite und ließ uns und damit die von uns begleiteten Menschen nicht alleine.

Mit der Gründung des Hospiz Stuttgart hatte sich in Deutschland die notwendige Verbindung von ambulanter und stationärer Arbeit angebahnt – und damit das grundlegende Verständnis, dass Hospiz nicht zuallererst ein Ort, sondern vor allem

eine Haltung ist. Die Haltung von Menschen, die Hospiz an alle Orte bringen, an denen Menschen Begleiter*innen auf steinigen Wegen brauchen. Doris Leibinger hat mit ihrem Wirken im Vorstand des Fördervereins einen bedeutenden Anteil für das Gelingen der Arbeit des Hospiz Stuttgart, einem der ersten Hospize in Deutschland, und damit zugleich einen wesentlichen Anteil an der Entstehung der Hospizbewegung in Deutschland überhaupt. Durch engagierte Menschen aus der Bürgerschaft hat diese Bewegung an Fahrt aufgenommen und dadurch die Sorge für schwerstkranke, sterbende und trauernde Menschen wesentlich verbessert, auf gute Fundamente gestellt und näher an die öffentliche Aufmerksamkeit heran gebracht. Hospizarbeit lebt von der Überzeugung, dass wir stets Verantwortung tragen für eine gute Sorge für schwerstkranke, sterbende und trauernde Menschen mit ihren Familien. Dass ambulante Hospizdienste zu den Menschen kommen - an alle Orte, an denen ihr Zuhause ist. Dass die stationären Hospize Orte der Wärme und Geborgenheit sind.

Doris Leibinger hat durch ihre Arbeit

im Vorstand des Fördervereins und durch hohe finanzielle Zuwendungen unsere Arbeit nachhaltig gefördert und ermöglicht. Wir danken ihr sehr. Sie wurde aufgrund ihrer wohltuenden und freundlichen Art. ihrer großen Lebenserfahrung und Weisheit und aufgrund ihrer sehr konstruktiven Art, für knifflige Probleme gute Lösungen zu denken und voranzubringen, von den Mitarbeiter*innen des Hospiz Stuttgart sowie von Freund*innen des Hospiz Stuttgart sehr geschätzt. Durch ihre Wertschätzung für unsere Arbeit hat sie sich mit uns verbunden und wir uns mit ihr. Wir vermissen sie sehr und nehmen herzlich Anteil an der Trauer ihrer lieben Familie.

Manfred Baumann. Gesamtleiter des Hospiz Stuttgart





(02)

Jahresberichte:
Rückblick auf das Jahr der
Pandemie 2020 &
Dank an Martin Klumpp

Stationäres Kinder- und Jugendhospiz

von Michaela Müller und Brigitte Bubeck

2020 – nicht nur ein einprägsames Jahr für unsere begleiteten Familien, die in diesem Jahr vielleicht die Diagnose einer lebensverkürzenden Erkrankung bei ihrem Kind erhalten haben oder die in diesem Jahr ein Kind verloren haben. Ereignisse, die in ihrer Lebensbiographie einschneidende und traurige Eckpunkte und Krisen auslösen können. Auch für uns anderen wird dieses Jahr im Gedächtnis bleiben und einige Veränderungen auslösen. Dabei hat das Jahr für uns hoffnungsfroh begonnen. Im Januar war das ganze Kinder- und Jugendhospizteam zwei Tage in Klausur. Wir haben unsere Arbeit überprüft, vieles miteinander erarbeitet, uns gegenseitig gestärkt und sind mit vielen Plänen für das Jahr, voller Engagement und mit hoher Motivation wieder in unseren Alltag gestartet. In

den Faschingsferien hatten wir zwei Tage Unterstützung durch Auszubildende der Firma Trumpf, die mit unseren Familien phantasievolle Kostüme genäht haben und die mit uns eine fröhliche Faschingsparty gefeiert haben.

Dann überrollte uns die Corona-Pandemie und hat uns viele Auflagen und Verhaltensweisen auferlegt, die konträr zu unserer viel zitierten »hospizlichen Haltung« stehen. Wir wollen ein offenes Haus haben, in dem wir die Gastfreundschaft pflegen – jetzt ist die Türe verschlossen und Besucher*innen dürfen nicht mehr einfach so herein.

Wir sprechen davon, im Hier und Jetzt zu leben und nichts aufzuschieben – aber wie viele Begegnungen und Feste haben wir auf die Nach-Corona-Zeit verschoben! Der Einsatz und die Unterstützung von

ehrenamtlichen Begleiter*innen, die Basis und ein unverzichtbarer Bestandteil der Hospizarbeit sind, sowie die monatlichen Gruppenabende – pausiert und abgesagt.

Nähe und Zuwendung – auf Abstand und mit Schutzausrüstung. Teambesprechungen, Fallbesprechungen, Supervisionen – auf digitalen Austausch umgestellt. So ließen sich sicherlich noch viele Situationen aufzählen, die dieses Jahr von uns anders als gewohnt gehandhabt wurden. Am schwersten war es, den Familien, die zu einem Entlastungsaufenthalt bei uns eingeplant waren, abzusagen. Mit dem Wissen, dass »unsere« Familien oft schon höchstbelastet sind, haben wir uns die Entscheidungen nicht leichtgemacht. Fast alle Familien zeigten jedoch für die Absagen größtes Verständnis. Es war bei fast allen vorrangig die Angst zu spüren, dass »



sich ihre Kinder auch mit dem Coronavirus infizieren könnten. Trotz der vielen Absagen und ständigen Veränderungen im Belegungsplan können wir bis Ende Oktober auf eine Belegung von 56% blicken. Von dreizehn der begleiteten Kinder mussten wir Abschied nehmen. Durch die Pandemie konnten wir keinen gemeinsamen Erinnerungstag mit den Familien gestalten. Wir trafen uns jedoch im kleinen Teamkreis und entzündeten für die verstorbenen Kinder Kerzen in unserem Erinnerungsgarten und erinnerten uns an Finn, Emilio, Sedef, Frida, Paulin, Ali, Patrick, Neriman, Sara, Marwa, Leonard, Lara und Bahar.

Im August nahm, zum ersten Mal seit Betrieb des stationären Kinder- und Jugendhospizes, eine Familie unser Angebot wahr, hier bei uns Abschied von ihrem toten Kind zu nehmen, auch wenn es nicht bei uns verstorben war. Wir haben die Familie im Vorfeld kennengelernt und beraten, nachdem pränatal diagnostisch festgestellt worden war, dass das ungeborene Kind aller Voraussicht nach nicht lebensfähig sein würde. Das kleine Mädchen ist dann während der Geburt

verstorben und kam mit seinen Eltern und den zwei Brüdern ins Kinderhospiz. Wir gestalteten den Abschiedsraum etwas um und betteten das kleine Menschlein in eine Wiege. Die ganze Familie verbrachte fünf Tage bei uns und konnte in ihrem Tempo und auf ihre Art und Weise ihren persönlichen Abschied von ihrem kleinen Baby gestalten. Sehr berührend für uns alle war die Aussage des Vaters, er habe hier im Haus in jedem Winkel und bei jedem Menschen, dem er hier begegnet ist, so viel Liebe gespürt und das habe ihm den Abschied von seiner kleinen Tochter erleichtert.

Dass das in dieser Form möglich war, verdanken wir unseren beiden Fördervereinen und den vielen Spender*innen, die uns großzügig unterstützen und trotz unsicheren wirtschaftlichen Zeiten finanzielle Hilfen zukommen ließen.

Ein weiteres Ereignis, das wir Corona bedingt nicht gebührend feiern konnten, war der 80. Geburtstag von unserem Fördervereinsvorsitzenden Herrn Klumpp. Wir gratulieren ihm nachträglich auf diesem Wege herzlich und wünschen ihm viel Glück und viel Segen, Gesundheit und

Frohsinn sei auch mit dahei. In Frinnerung an einige gemeinsame Erlebnisse mit Herrn Klumpp fällt mir oft ein, wie er 2013 freudestrahlend den Bereichsleitungen mitteilte, dass die wunderschöne Villa Wittmann in der Diemershalde gekauft wurde, und sich zunächst niemand von den Anwesenden so richtig mit ihm gefreut hatte. Viele hielten die Villa ungeeignet für eine Hospizeinrichtung, egal ob für Kinder, Jugendliche oder Erwachsene. Inzwischen arbeiten und leben wir mit vielen Familien seit drei Jahren in diesem Haus und schätzen die besondere Atmosphäre der Villa sehr. Bei vielen Sitzungen, bei denen immer wieder auch kontrovers diskutiert wurde, und bei vielen gemeinsamen Spendenübergaben haben wir erfahren, dass Herr Klumpp sich zu jeder Zeit voll und ganz für die Hospizarbeit einsetzt, ganz nah bei den betroffenen Menschen und ihren Bedürfnissen ist. So begleitet er mit all seinen Fähigkeiten Sterbende und Trauernde auf ihrem Weg. Die Menschen spüren, dass er sich für die Hospizarbeit mit ganzem Herzblut engagiert und das verbindet ihn mit dem ganzen Team des Kinder- und Jugendhospiz Stuttgart.

Herzlichen Dank, lieber Herr Klumpp! Am Ende danken wir allen, die unsere Arbeit auch in diesem schwierigen Jahr mitgetragen haben, uns gestärkt haben und uns zuversichtlich in das neue Jahr gehen lassen.

Stellvertretend für das Team »Stationäres Kinder- und Jugendhospiz« Michaela Müller, Leitung und Brigitte Bubeck, stellvertretende Leitung, Dezember 2020 Foto oben: Michaela Müller Foto unten: Brigitte Bubeck Foto Seite 19: Kinder- und Jugendhospiz





Fotos: raumzeit3 | Judith Schenten, Hosmz Sruttgart



von Tasja Kraus und Maike Frey

20

2020 war für uns alle ein herausforderndes Jahr. Durch die Corona-Pandemie mussten wir umdenken, umplanen und unseren ganzen Arbeitsalltag umgestalten. Für die Familien mit einem lebensverkürzend erkrankten Familienmitglied war die Angst vor einer zusätzlichen Bedrohung der Gesundheit groß. Die ehrenamtlichen Begleiter*innen konnten die Familien teilweise nicht mehr persönlich begleiten, haben aber zahlreiche kreative Wege und Möglichkeiten gefunden, trotzdem in Kontakt zu bleiben und weiterhin für die Familien da zu sein. Ein riesengroßes und herzliches Dankeschön dafür! Unser hauptamtliches Team hat versucht. so gut wie möglich die Präsenzkontakte zu übernehmen und weiterhin persönlich zu den Familien zu gehen. Trotz aller Einschränkungen waren die Anfragen

nach Unterstützung an den Ambulanten Hospizdienst für Kinder und Jugendliche nicht weniger als im Vorjahr.

2020 konnten wir unsere neue Kollegin Christa Wenzelburger in unserem Team begrüßen. Sie wird künftig die Kinder- und Jugendtrauergruppen leiten. Wir freuen uns sehr, dass wir sie für uns gewinnen konnten. Sie bringt ein sehr hohes Maß an Fachlichkeit. Herzlichkeit und Erfahrung mit.

2020 haben wir keinen Qualifizierungskurs für ehrenamtliche Begleiter*innen durchgeführt und ein Jahr pausiert. Für das neue Jahr ist ein Kurs in Planung und wir freuen uns schon darauf, von 16 weiteren engagierten Menschen Unterstützung zu bekommen.

2020 mussten wir viele uns wichtige und am Herzen liegende Termine absagen. Besonders stark betroffen waren die »Glücklichen Augenblicke«, die Kinderund Jugendtrauergruppen, die Trauergruppe für Verwitwete, das Elterncafé und die Gruppenabende. Wir hoffen und wünschen uns sehr, dass wir all diese wichtigen Begegnungen nächstes Jahr wieder regelmäßig erleben können.

2020 hatte Herr Klumpp zwei Jubiläen zu feiern. Das Team vom Ambulanten Hospizdienst für Kinder und Jugendliche bedankt sich bei Herrn Klumpp für seinen jahrelangen unermüdlichen Einsatz. Ohne ihn und seinen humorvollen und scharfsinnigen Kampfgeist wäre eine kontinuierliche und qualitative Implementierung der Kinder- und Jugendhospizarbeit im Hospiz Stuttgart nicht möglich gewesen. Wir schätzen ihn als Wegbereiter und Vorkämpfer für unsere Arbeit und die damit verbundene Ermöglichung, zahlreichen

Stuttgarter Familien in ihren schwersten Stunden zu Hause beiseite stehen zu können. Wir wünschen ihm alles Gute und weiterhin viel Freude in all seinem Tun.

Ausblick 2021: Im Februar beginnt der neue Qualifizierungskurs für Ehrenamtliche Begleiter*innen und wir heißen die »Neuen« schon jetzt willkommen!

Christa Wenzelburger hat für das neue Jahr ein umfangreiches Angebot für trauernde Kinder und Jugendliche initiiert und wir freuen uns für und mit den Familien über die Jugendgruppe »So weit weg« und die Kindergruppe »PfützenSpringen«. Zudem wird es ein Trauerangebot von Maike Sander geben. Dies ist ein Treffen für Kinder und Jugendliche, welche schon längere Zeit um ein Familienmitglied trauern.

Wir bedanken uns bei allen Ehrenamtlichen, dass Ihr auch in diesem besonderen und herausfordernden Jahr den Familien und uns zur Seite gestanden seid. Danke für die sehr gute Zusammenarbeit, Eure Zeit und Eure Einsätze.

Stellvertretend für das Team
»Ambulanter Kinder- und Jugendhospizdienst« Tasja Kraus, Leitung und
Maike Frey, stellvertretende Leitung,
Dezember 2020









Maike Frey

Landesstelle Baden-Württemberg am Hospiz Stuttgart

von Anna Lammer und Andrea Hägele



Das Jahr 2020 hat viel in Bewegung gebracht und viel von uns abverlangt. Doch in der Bewegung und im Wandel stecken auch immer Chancen und Möglichkeiten, Bestehendes zu verändern oder sogar zu verbessern. Wenn der Wille nach Veränderungen an eine Vision geknüpft ist, wird das eigene Handeln kraftvoll. »Niemand bleibt allein.« Dieses Versprechen hat Prälat i.R. Martin Klumpp Familien mit einem schwer kranken Kind gegeben. Durch seine Vision, Beharrlichkeit und Ausdauer ist das erste stationäre Kinderund Jugendhospiz in Baden-Württemberg

im November 2017 eröffnet worden. Fin »Aufschnaufort« für Familien mit einem schwer kranken Kind, an dem sie die aufwendige Pflege und Versorgung des Kindes in qualifizierte und einfühlsame Hände geben können. Ein Ort, an dem Eltern Zeit für sich finden und Geschwister die volle Aufmerksamkeit genießen. Damit alle betroffenen Familien von hilfreichen und entlastenden Angeboten erfahren, ist zudem die Landesstelle BW Palliative Care für Kinder und Jugendliche am Hospiz Stuttgart 2017 eingerichtet worden. Eine Anlaufstelle für betroffene Familien in Baden-Württemberg. Wir nehmen jedes Anliegen ernst und die Familien spüren tatsächlich: »Niemand bleibt allein.« Martin Klumpp hat die notwendigen Mittel beschafft und diese bislang einzigartige Stelle in Deutschland auf ihren Weg gebracht. Bis heute steht er der Landesstelle mit seiner langjährigen Erfahrung, weitreichenden Kontakten und tiefen Überzeugung mit Rat und Tat zur Seite. Dafür sind wir sehr dankbar. Unsere Arbeit wäre ohne die visionäre Idee und die Beharrlichkeit von Prälat i.R. Martin Klumpp nicht möglich gewesen. Dafür danken wir ihm und gratulieren Herrn Klumpp zu seinem Lebenswerk.

Die Landesstelle für Familien mit einem schwer kranken Kind im Wandel – Corona als Chance für Veränderung

Im Zeichen des Wandels stand 2020 auch die Landesstelle. Das Jahr hatte bereits stürmisch begonnen. Der Orkan Sabine hatte viele Teile Deutschlands lahmgelegt. Dass noch ganz andere Herausforderungen vor uns liegen würden, hatte in diesem

In einem wankenden Schiff fällt um, wer stillsteht und sich nicht bewegt.

Ludwig Börne

Offenheit für Neues

und Fachkräfte schafft.

Im Laufe der Corona-Krise ist die Offenheit gegenüber der digitalen Ver-

einen wichtigen Mehrwert für Familien

Ausmaß niemand erwartet. Ab Mitte März

wurde das öffentliche Leben Schritt für

netzung und dem Austausch über Onlinetools bei den Menschen gewachsen. Die Landesstelle hat diese Entwicklung genutzt. Während des Lockdown haben wir in Videokonferenzen mit Eltern und Fachkräften gesprochen. Eine große Unterstützung und Bereicherung für unser Team war in dieser Zeit die Bachelorstudentin Daniela Kanzleiter von der Evangelischen Hochschule Ludwigsburg. Vielen Dank, liebe Daniela!

Unsere Anlaufstelle wird bekannter und die Anfragen von Eltern und Fachkräften steigen. Aber wir wollen mehr. Wir haben die Frage gestellt: Wie erreichen wir Familien so früh wie möglich nach der Diagnose? Denn immer noch nehmen Betroffene Unterstützungsangebote – wie das stationäre Kinderhospiz – erst spät in Anspruch. Manchmal erst weit über der Belastungsgrenze.

Am Anfang steht die Hoffnung

Alle Gespräche führten in die gleiche Richtung. Die befragten Personen sehen in der Landesstelle ein hilfreiches Angebot. Doch Eltern und Fachkräfte waren sich einig: Die Worte »Palliative Care« und »Hospiz« im Namen stoßen in der Anfangszeit auf Ablehnung und lösen bei Eltern teils heftige Reaktionen aus. Die Hoffnung, dass sich alles doch noch zum Guten wendet, bestimmt die Zeit nach der Diagnose.

Es braucht Veränderung

Mit einem weinenden und einem lachenden Auge verabschieden wir uns daher von unserem bisherigen Namen. Aus der Landesstelle BW Palliative Care für Kinder und Jugendliche am Hospiz Stuttgart wird die »Landesstelle BW – Begleitung von Familien mit einem schwer kranken Kind« am Hospiz Stuttgart.

Zusammen mit betroffenen Eltern haben wir einen neuen Flyer entwickelt. Wir haben ein enges Netz mit vielen Fachkräften an den Kinderkliniken in Baden-Württemberg geknüpft, die unser Angebot unterstützen, Eltern informieren und den neuen Flyer an sie weitergeben werden. Anfang 2021 werden wir den Flyer großräumig in Umlauf bringen. In den Videokonferenzen hat sich zudem gezeigt, dass sich viele Fachkräfte wün-

schen, besser auf die Zusammenarbeit und Kommunikation mit betroffenen Familien vorbereitet zu sein. U.a. in Kooperation mit der Elisabeth-Kübler-Ross-Akademie® am Hospiz Stuttgart und dem Bunten Kreis e.V. in Augsburg wollen wir Fachkräfte für die Lebenswelten von Familien mit einem lebensverkürzend erkrankten Kind sensibilisieren.

Wir schlagen die Brücke zu Hospizund Palliative Care-Angeboten.

Auch wenn wir unseren Namen anpassen, stehen wir weiterhin mit Überzeugung hinter dem ganzheitlichen Ansatz von Palliative Care und der hospizlichen Haltung. Unser wichtigstes Ziel ist, Familien so früh wie möglich zu erreichen und sie in ein tragendes Netz einzubinden. Dafür passen wir uns den Bedürfnissen betroffener Familien an. Auch das durften wir von Martin Klumpp lernen: Die Sprache der Betroffenen studieren und deren Bedürfnisse erfahren. Nur so kann unsere Unterstützung hilfreich sein und Familien auf ihrem Weg gut begleiten. Viel Entwicklungsarbeit und Herzblut steckt in unserem Wandlungsprozess. Wir sind aufgeregt und gespannt auf seine Wirkung! Mit herzlichen Grüßen und den besten Wünschen für das neue Jahr 2021!

Anna Lammer, Leitung und Andrea Hägele, Assistenz, Dezember 2020







Andrea Hägele

Ambulanter Hospizdienst für Erwachsene Begleitung zu Hause

von Dr. Christine Pfeffer

2020 war ein Jahr mit sehr großen Herausforderungen: Für die Weltgemeinschaft, unsere Gesellschaft, jeden Einzelnen von uns im Kreise ihrer oder seiner Liebsten und nicht zuletzt auch im Hospiz. Vieles, was uns vertraut, wertvoll und selbstverständlich erschien, stand auf dem Prüfstand. Die Sorge um Gesundheit und Zukunft – die eigene, die der Nächsten und auch die der Entfernteren – dominierte das Leben. Und trotzdem – oder vielleicht gerade deswegen: Wir sind dankbar für alles, was möglich war und ist.

Unser Ziel im Hospiz ist, Patient*innen, Angehörige und Trauernde in dieser schwierigen Zeit nicht alleine zu lassen und sie so gut wie möglich zu begleiten. Gerade in der ersten Phase der Pandemie wurden viele Unterstützungsangebote, auf die Betroffene zu Hause üblicherweise

zurückareifen können, reduziert oder ganz eingestellt. Im Bereich »Begleitung zu Hause« des Ambulanten Hospizdienstes für Frwachsene wie in anderen Bereichen unseres Hospizes war die gemeinsame Haltung jedoch, trotz oder gerade wegen der Corona-Pandemie die Betroffenen zu Hause intensiv zu unterstützen. Ohne die Bereitschaft so vieler unserer Ehrenamtlichen, auch in der schwierigen Pandemie-Situation vor Ort oder telefonisch zu begleiten, wäre das zu Hause nicht möglich gewesen. Aber auch alle anderen Ehrenamtlichen, die aufgrund ihrer persönlichen Situation nicht selbst begleiten konnten, waren in Gedanken und mit dem Herzen unterstützend dabei. Uns haben viele dankbare Rückmeldungen von Betroffenen erreicht, die deutlich machten. wie wichtig die Hospizbegleitung in einer

so unsicheren Situation war. Wir möchten uns diesem Dank von Herzen anschließen.

Neben allem, was mit der Pandemie zusammenhing, ging das Leben im Hospiz weiter: Wie häufig geprägt von Abschied und Neuanfang. Für uns alle war der Beginn des Ruhestands von Dorothee Nittka eine Zäsur: Dorothee, die so geschätzte und erfahrene Kollegin, die die Idee von »Hospiz« lebte und nach außen trug, die unendlich viele Erkrankte und Angehörige mit tiefer Fachkenntnis und menschlicher Wärme begleitete und die eine Verbindung zur Anfangszeit des Hospiz Stuttgart war (und bleibt), sie trat in der Mitte des Jahres ihren wohlverdienten Ruhestand an. Dorothees Stimme nicht mehr im tatsächlichen wie übertragenen Sinn zu hören, hinterlässt eine Lücke. Aber natürlich wünschen wir ihr von Herzen,

dass sie ihr Leben jenseits von Hospiz im Rahmen aller Möglichkeiten genießt.

Mit Dorothees Abschied war auch ein Wieder-Ankommen verbunden: Heike Linder, die bis 2008 schon viele Jahre im Hospiz Stuttgart gearbeitet hatte, trat Dorothees Nachfolge an als stellvertretende Leitung des Ambulanten Hospizdienstes für Erwachsene, Begleitung zu Hause. Mit ihr können wir den Faden der Verbindung zur Anfangszeit des Hospizes wiederaufnehmen. Sie bringt profunde Fachkenntnis, vielfältige berufliche Erfahrungen außerhalb des Hospizes und hospizliche Wärme mit. Wir freuen uns sehr, eine würdige Nachfolgerin für Dorothee gefunden zu haben: Welcome back, liebe Heike!

Ein weiteres wichtiges Thema war die Zusammenführung des Ambulanten Erwachsenenhospizes mit der Sitzwache in einen gemeinsamen Dienst mit dem neuen Namen »Ambulanter Hospizdienst für Erwachsene«. Nach wie vor haben wir zwei Arbeitsschwerpunkte, die sich in den Unterabteilungen zeigen: das Team »Begleitung zu Hause« und das Team »Begleitung in Krankenhäusern und



Ehrenamtliche Kolleg*innen des Ambulanten Hospizdienst für Erwachsene

Pflegeeinrichtungen«. Die Zusammenarbeit fließt und wir haben nun einen gemeinsamen, sehr ansprechenden, informativen neuen Flyer, der unsere Arbeit in seiner ganzen Breite für Betroffene und Kooperationspartner darstellt. Zwei Beispiele mögen unsere Arbeit im Team zu Hause mit den Ehrenamtlichen noch illustrieren:

Ganz zu Beginn der ersten Corona-Welle wünschte sich Familie Schneider eine Begleitung, Herr Schneider, erst kurz über 60 Jahre, litt an einer fortschreitenden Krebserkrankung. Die Brückenschwestern hatten die Palliative Care-Beratung und das Symptommanagement übernommen und Herr Schneider litt nicht allzu sehr unter Symptomen. Aber für seine Ehefrau war es ein schwerer Weg des langsamen Abschieds von ihrem geliebten Mann. Zwar gab es noch zwei Kinder, die aber in anderen Großstädten lebten. Bedingt durch die Corona-Situation war es noch einsamer geworden um das Ehepaar: Freund*innen hielten Abstand, denn niemand wollte unabsichtlich jemanden anstecken, auch die Kinder konnten nicht einfach vorbeikommen. Vor allem Frau

Schneider benötigte dringend jemanden, mit dem sie ihre Sorgen, Ängste und ihre Trauer teilen konnte.

In der ersten Pandemie-Phase war auch für unser Team zunächst unklar, wie wir bealeiten können - dass wir begleiten, war dagegen sicher. Die Hauptamtlichen des Teams besuchten Betroffene bei Bedarf natürlich zu Hause, aber konnten wir auch Ehrenamtliche in dieser unsicheren Situation mit möglicher hoher Ansteckungsgefahr in beide Richtungen in die Häuslichkeit entsenden?

In der Begleitung des Ehepaars Schneider wählten wir zunächst einen sicheren Weg: Eine unserer Ehrenamtlichen nahm telefonisch Kontakt auf und führte zweimal wöchentlich entlastende Gespräche mit Frau Schneider. Nach einigen Wochen entstand bei beiden Frauen das dringende Bedürfnis, sich doch einmal von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Wer verbirgt sich hinter der Stimme, mit der man so persönliche Dinge teilt? Sie verabredeten sich vor dem Haus der Schneiders, hielten den nötigen Abstand von 1,5 m und nahmen beide ihre Masken ab – eine Situation fast wie einem alten Spionagefilm. Auf Abstand, aber trotzdem mit größerer Nähe und Verbundenheit sprachen sie einige Zeit und verahredeten sich für weitere Telefonate. Es war eine enge, stützende Verbindung trotz der Einschränkungen durch die Corona-Auflagen. Sie hielt auch noch einige Zeit über den Tod von Herrn Schneider hinaus.

Etwas später im Jahr, als wir alle etwas mehr Sicherheit im Umgang mit der Corona-Situation bekommen hatten, wandte sich die Tochter einer 100-Jährigen an uns und bat um Unterstützung. Die alte Dame litt an vielfältigen Einschränkungen des Alters, war aber bis vor drei Wochen noch in der Lage gewesen, alleine zu wohnen. Sie war eine tatkräftige Frau, hatte einen verantwortungsvollen Beruf und ihre Familie umsorgt. Die tiefe Verbundenheit der Töchter und Enkel mit ihrer (Groß-)Mutter war deutlich spürbar. Nun schien sie die letzten Schritte vor sich zu haben und die Familie wollte, dass sie so gut wie irgend möglich versorgt war. Eine 24-Stunden-Kraft unterstützte, ein Pflegedienst kam regelmäßig und auch die Familienmitglieder waren häufig bei der alten Dame. Zunächst wunderten wir noch Ehrenamtliche begleiten zu lassen. aber die Idee der Entlastung der 24-Stunden-Kraft schien schlüssig. Nachdem eine Koordinatorin einen längeren Hausbesuch gemacht hatte, zeigte sich, dass Ehrenamtliche helfen könnten, etwas Ruhe mit in die Situation zu bringen. Häufige Anrufe der Töchter, die immer wieder Beratung und Unterstützung benötigten, zeigten den großen Bedarf. Wir vermuteten, dass die alte Dame nur noch 2-3 Tage leben würde und vereinbarten deshalb zwei längere Besuche an zwei aufeinanderfolgenden Tagen durch Ehrenamtliche, die natürlich alle Schutzmaßnahmen einhielten. Damit war es sowohl den Angehörigen als auch der 24-Stunden-Kraft möglich, sich für einige Zeit zurück zu ziehen. Beide Ehrenamtliche erlebten, wie auch die alte Dame etwas ruhiger wurde, wenn nur eine Person in ihrer Nähe war. In diesem Zusammenspiel von familiärer Nähe und Begleitung und ruhigem Da-Sein der Ehrenamtlichen konnte die alte Dame im biblischen Alter von 100 Jahren in der Nacht zu einem Sonntag von dieser Welt gehen.

uns etwas über den Wunsch nun auch

Auch in diesem schwierigen Corona-

Jahr unterstützten wir alle Menschen in einer palliativen Situation, die sich an uns wandten: Wir begleiteten rund 160 Erkrankte und ihre Angehörigen auf ihrem letzten Weg, dazu kamen vielfältige Palliative Care-Beratungen, oft Corona-bedingt am Telefon und aus anderen Landstrichen jenseits von Stuttgart. Die Tatsache, dass entfernt lebende Angehörige ihre erkrankten Nächsten nicht einfach besuchen konnten, führte zu einem hohen Bedarf an Beratungsanfragen und telefonischer Unterstützung.

Trauerbegleitung für Erwachsene

An den Bereich »Trauerbegleitung für Erwachsene«, der organisatorisch zum »Team zu Hause« gehört, wenden sich fast ausschließlich Trauernde, die vorher noch keine Berührung mit dem Hospiz hatten. Vielleicht liegt es daran, dass in allen Bereichen hospizlicher Begleitung das Thema »Trauer« schon während der Sterbebegleitungen mit betrachtet wird und Angehörige deshalb besser mit der dann kommenden Trauer umgehen können. Aber es kommen auch viele Trauernde zu uns, die ihre Angehörigen plötzlich, ohne langen Vorlauf durch eine Erkrankung, verloren haben, so dass die Unterstützung erst dann einsetzen kann.

Einen geliebten Menschen in Zeiten der Corona-Pandemie zu verlieren, ist oft noch schwerer: Manchmal konnten die Angehörigen ihre Nächsten während der letzten Lebensphase kaum begleiten, weil Besuchsregelungen in Einrichtungen sehr strikt waren. Stützende Kontakte für Trauernde fallen weg, weil Besuche nicht mehr einfach möglich sind. Auch Rituale, die Halt geben, waren nur sehr eingeschränkt möglich: Beerdigungen nur im kleinsten Kreis und ohne wirklich nahe Begegnung. Corona potenziert das Gefühl von Vereinsamung für Hinterbliebene.

Entsprechend viele und dringende Anfragen nach Begleitung hatten wir in diesem Jahr. Auch hier waren sich alle Hauptund Ehrenamtlichen in der Trauerarbeit einig, dass wir – wenn irgend möglich – die Trauergruppen und -gespräche anbieten. Und tatsächlich: Dank der hervorragenden Kooperation und Unterstützung durch den Hospitalhof konnten wir mit Trauergruppen starten, wenn auch mit einer gewissen Verzögerung und in etwas kleinerer Beset- » Uns arrole klar, dass jede Traver anders ist, ... zung. Um die große Zahl der anfragenden Trauernden stützen zu können, etablierten wir offene Trauertreffs dazwischen, an denen Menschen nach Anmeldung teilnehmen konnten. Zusätzlich starteten zwei Pilotangebote: Eine Kreativwerkstatt gemeinsam mit der Kunsttherapeutin der Station und eine Trauerwerkstatt für Männer. die an mehreren Samstagen eine handfeste Bearbeitung von Trauer ermöglichte. Auch das Trauerwandern fand statt, sofern es die gesetzlichen Auflagen zuließen. Viele Einzelgespräche rundeten die Unterstützung für Trauernde ab. Derzeit versuchen wir, über einen Projektantrag endlich eine Finanzierung für die so wichtige und immer stärker nachgefragte Trauerbegleitung zu finden.

Ehrenamtliche im Spezialdienst

In diesem Jahr kamen aufgrund der vielen Einschränkungen durch die Corona-Auflagen, des Ausfalls so vieler Veranstaltungen und Aktivitäten im Hospiz die Ehrenamtlichen im Spezialdienst weniger zum Einsatz als von ihnen selbst und uns gewünscht. Trotzdem gab es immer wieder wichtige Unterstützung in

Bereichen, die weniger mit »Menschenansammlungen« zu tun hatten: Allen voran das Team, das den Garten in der Stafflenbergstraße in Schuss hält, und in diesem heißen Sommer den Garten vor dem Vertrocknen bewahrte. Dann Ehrenamtliche, die sich um Fuhrpark, Fahrtkostenabrechnung, Postversand, vorbereitende Arbeiten für den Büroalltag und vieles mehr kümmerten. Ohne die Ehrenamtlichen im Spezialdienst wäre so vieles nicht möglich. Wir wünschen uns, bald wieder mehr auf Eure Unterstützung zurückgreifen zu können, wenn hoffentlich bald wieder alles in normalen Bahnen läuft.

Martin Klumpp

Schon bei meinem Einstellungsgespräch im März 2009 wurde Herr Klumpp als einer der Gründungsväter (eine Gründungsmutter gab es auch) des Hospiz Stuttgart benannt. Dies wäre allerdings gar nicht nötig gewesen, denn der Name Martin Klumpp war mir schon aus meiner Tätigkeit beim Dachverband der Hospizeinrichtungen in Deutschland geläufig. Ich war sehr gespannt, ihn per-

sönlich kennenlernen zu dürfen. Natürlich wurde ich ihm bald als neue Leitung des Ambulanten Hospizdienstes für Erwachsene mit dem Schwerpunkt »Bealeitung zu Hause« vorgestellt. Es blieb leider nur ein kurzes Gespräch, in dem ich noch kein Gespür für diesen für das Hospiz Stuttgart so wichtigen Mann entwickeln konnte. Inzwischen hatte ich aber auch erfahren, dass Herr Klumpp in Stuttgart eine Institution der Trauerarbeit war. Und diese Oualifikation durfte ich dann im Rahmen meiner Weiterbildung zur Trauerbegleiterin in der Elisabeth-Kübler-Ross-Akademie® erfahren und erleben.

Wir erhielten während des »Kontaktstudiengangs Trauerbegleitung« einen tiefen Einblick in die Erfahrung, die Herr Klumpp in seiner jahrzehntelangen Begleitung von Trauernden gesammelt hatte. Er berichtete einfühlsam und gleichzeitig mit großer Klarheit von Gesprächen mit Trauernden, ihren Gefühlen zum Verlust eines geliebten Menschen, ihren Ängsten und Sorgen, ihrer Verzweiflung und manchmal Wut, aber auch von ihren Hoffnungen. Uns wurde klar, dass jede

schicksal, gleichzeitig aber auch Aspekte aufweist, die sich bei unterschiedlichen Trauernden finden. Damit zeigte sich für uns, wie wichtig es ist, in der Trauerarbeit zwar ganz individuell auf die ieweiligen Trauernden einzugehen, aber gleichzeitig wies uns Herr Klumpp auf »Trittsteine« des Wiederkehrenden hin, die es uns Trauerbegleitungs-Neulingen erlaubten, uns im Meer der Individualität in der Begleitung von Trauernden etwas sicherer zu fühlen. Herr Klumpp verdeutlichte uns, wie vielfältig Gefühle in der Trauer sein können, nicht selten sich widersprechend, aber in den allermeisten Fällen zur »normalen« Trauer gehörend. Er sprach an, was wir später oft selbst erlebten: Für viele Trauernde ist die Frage, ob ihre Gefühle eigentlich »normal« seien, sehr wichtig, um sich auf ihre Gefühle einlassen und an einem Weiterleben arbeiten zu können. »Normalität« allerdings nicht mit einem normativen Unterton, sondern in einem offenen, wertschätzenden und in gewisser Weise »erlaubenden« Sinne. Wo Gefühle sein dürfen, kann man lernen, mit ihnen umzugehen.

Trauer anders ist, ein wirkliches Einzel-

>>

Dieser Unterricht in meiner Trauerbegleitungsausbildung ließ mich auch Herrn Klumpp mit seinen Fähigkeiten und Erfahrungen, vor allem aber auch seiner tiefen und fraglosen Zugewandtheit für Menschen in Notsituationen spüren. Mit dieser Haltung hat er das Hospiz Stuttgart wesentlich geprägt – und ich hoffe, wir alle können diese Grundhaltung in unserer täglichen Arbeit spürbar werden lassen.

Stellvertretend für das Team »Ambulanter Hospizdienst für Erwachsene, Begleitung zu Hause« Dr. Christine Pfeffer, Leitung und Heike Linder, stellvertretende Leitung, Dezember 2020



Dr. Christine Pfeffer



Heike Linder

Ambulanter Hospizdienst für Erwachsene Begleitung in Krankenhäusern und Pflegeeinrichtungen

von Christa Seeger

Was mich mit Martin Klumpp und der Hospizarbeit verbindet

Lieber Herr Klumpp, vielleicht verbindet mich mit Ihnen, dass Sie doppelt so lange wie ich in der Hospizarbeit tätig sind. Da ich dieses Jahr 20 Jahre mit dabei bin, so bin ich die Jüngere an Erfahrungen. Was haben Sie wohl schon alles an Entwicklungen und Bewegungen in der Hospizwelt erlebt und erfahren. Sie haben in diesen vier Jahrzehnten einen reichhaltigen Erfahrungsschatz angesammelt. Ich habe nach 20 Jahren auch schon so ein bisschen ein Gefühl dafür bekommen.

Das Besondere an Ihrer Tätigkeit ist sicher, dass Sie ein Mensch sind, der an der Basis geblieben ist. Sie wissen, was trauernde Menschen fühlen, was sterbende Menschen für Bedürfnisse und Wünsche haben. Sie haben viele Menschen in un-

zähligen Kursen und Gesprächen begleitet und haben im Hintergrund unermüdlich Geld gesammelt, um den Traum eines Kinderhospizes in Stuttgart zu realisieren. Sie haben die Anfänge der Hospizarbeit in Stuttgart in der Stafflenbergstraße begleitet und Sie haben das Entstehen des Kinderhospizes in der Diemershalde über viele Jahre hinweg unterstützt. Sie können stolz zurückblicken auf das, was in diesen vier Jahrzehnten entstanden ist. Ein großes Hospiz Stuttgart mit vielerlei Bereichen, die an den unterschiedlichen Orten des Sterbens wirken.

Eigentlich bleibt mir nur ein Wort zu sagen für die vier Jahrzehnte Ihres Wirkens über alle Höhen und Tiefen, die so viele Jahre auch mit sich bringen: Danke für Ihre Kraft und Energie, die Sie in die Hospizarbeit in Stuttgart eingebracht haben. Sie sind ein Vorbild für die jüngeren Generationen.

2020 als besonderes Jahr für unseren **Bereich Corona!**

Mit Beginn der Pandemie werden nur noch vereinzelt Begleitungsanfragen an uns gestellt. Im Pförtnerhaus arbeitet ein kleines Team weiter. Und trotzdem gibt es endlos viel zu tun. Neue Hygienekonzepte für die Gruppen, den Qualifizierungskurs, eigene Hygienebestimmungen in jeder Einrichtung in der Anfangszeit. Es gibt dort keine Masken.

Heidi Stotz und Monika Schweizer sind bereit, das Diakonieklinikum im Bereich der Intensivstation zu unterstützen. Susanne Rave und Judith Bader-Reissing sind bereit, im Stationären Erwachsenenhospiz mitzuarbeiten. Corona kommt »



Foto Seite 34: Verteilaktion der genähten Masken an Pflegeeinrichtungen im Mai 2020

nahe in die Einrichtungen, nahe zu den Ehrenamtlichen, nahe in unser Team, nahe in unsere Familien. Corona lehrt uns anders zu denken, zu fühlen und zu handeln.

Bealeiten wir weiter?

Wir haben uns für das »Ja« entschiedenes ist unser gesellschaftlicher Auftrag, sterbende Menschen und ihre Angehörigen nicht alleine zu lassen. Danke an alle Ehrenamtlichen, die mit dabeibleiben konnten und Begleitungen ermöglicht haben in diesem schwierigen Jahr. Danke an alle Hauptamtlichen, die vor Ort die Situationen geebnet haben in dieser unruhigen Zeit.

Große Maskennähaktion für die Pflegeeinrichtungen!

Viele Ehrenamtliche, Freund*innen des Hospiz Stuttgart und das Staatstheater nähen. Wir verteilen 1800 Masken an Pflegeeinrichtungen.

Wir planen alles wie in jedem Jahr und sagen alles wieder ab!

Alle Gruppentermine, alle Kurstermine sind geplant, alle Veranstaltungen sind

geplant, Letzte-Hilfe-Kurse, Fortbildungen sind geplant – und dann sagen wir alles wieder ab. Es gibt keine Gedenkfeier zum Totensonntag. Stattdessen versenden wir Kerzen und verbinden die Gemeinschaft der Trauernden so miteinander und bekommen viele gute Rückmeldungen. Keine persönlichen Begegnungen – und doch ganz enge telefonische Kontakte und dann wieder ganz intensive und vielseitige Anfragen. Ein Jahr mit vielen Höhen und Tiefen. Ein Jahr der Unruhe, der Unzufriedenheit, der Unsicherheit und der Ängstlichkeit.

Und trotzdem gelingt es uns, den **Qualifizierungskurs im Oktober** abzuschließen!

11 neue Ehrenamtliche dürfen wir in unsere derzeitigen digital durchgeführten »Gruppen« aufnehmen und in die Begleitungen einarbeiten. Danke an alle neuen Ehrenamtlichen, dass Ihr dabeigeblieben seid trotz der langen Corona-Unterbrechung. Danke an das Team des Stationären Erwachsenenhospizes, dass wir die Hospitation in der Stafflenbergstraße durchführen konnten.

Letzte Reisekoffer für die Pflegeeinrichtungen!

Durch eine großzügige Spende der Strube Stiftung und der Aktion Weihnachten können wir für neun Pflegeeinrichtungen »Letzte-Reisekoffer« bereitstellen. Damit können unsere Ehrenamtlichen im neuen Jahr noch individueller begleiten. Die Koffer enthalten verschiedene Bücher, eine bunte und auf Jahrgänge und persönliche Vorlieben angepasste Mischung an Musik (MP3-Player mit ausgewählten Playlisten), Duftspray, Handschmeichler, ein Kalimba-Instrument. Wir sind gespannt auf die Rückmeldungen aus den Begleitungen.

Schwierigste Situationen in den Begleitungen!

Zu Beginn der Pandemie. Angehörige können ihre Eltern, ihre Partner*in, ihre Kinder, ihre Freund*innen nicht mehr besuchen! Menschen mit dementiellen Veränderungen bekommen keinen Besuch mehr. Viele Menschen sterben ohne das Beisein ihrer Angehörigen in den Pflegeeinrichtungen und Krankenhäusern. Kein Abschiednehmen ist möglich. Verzweifelte Angehörige. Schwierige Trauersituationen. Wir haben das Gefühl, dass man unseren Ambulanten Hospizdienst vergessen hat. Gehören wir zum Therapeut*innenteam oder sind wir Besucher*innen, die keinen Zutritt zu den Institutionen haben?

Ein neuer Name und ein gemeinsames Auftreten!

Wir gehen Mitte des Jahres mit einem neuen Namen in die Einrichtungen. Aus der »Sitzwache des Hospiz Stuttgart« wird »Ambulanter Hospizdienst für Erwachsene, Begleitung in Krankenhäusern und Pflegeeinrichtungen«. Mit dem Bereich »Ambulanter Hospizdienst für Erwachsene, Begleitung zu Hause« in der Stafflenbergstraße gibt es jetzt ein gemeinsames Auftreten nach außen. Nach 36 Jahren verabschieden wir uns von dem historischen Begriff der »Sitzwache«.

Es geht weiter!

Wie, wissen wir von Woche zu Woche nicht. Im Januar beginnt wieder, wie in jedem Jahr, ein neuer Qualifizierungskurs. Wie er stattfindet – ich weiß es noch nicht. Es stimmt mich zuversichtlich, dass Menschen in dieser unsicheren Zeit bereit sind, in das Ehrenamt der Sterbebegleitung zu gehen. Das lässt hoffen. Es hat ein Umdenken stattgefunden. Begleitungen werden wieder angefragt. Die Ambulanten Hospizdienste gehören wieder mit dazu. Hoffen wir, dass die Begleitungen in 2021 in den Einrichtungen weiterhin möglich sind.

Neue Räume für die Gruppen und Sitzungen!

Unendlich viel Zeit brauchen wir für das Planen und Organisieren der neuen Räumlichkeiten für die Gruppen und Teamsitzungen. Alle Räume sind zu klein. Das Hygienekonzept des Hospiz Stuttgart fordert größere Räume, die wir dank Manfred Baumanns Engagement in Gemeinderäumen finden können.

Neue Begegnungen!

Erste Erfahrungen mit digitalen Konferenzen, stundenlange Telefonkonferenzen, arbeiten mit FFP2-Masken, arbeiten im Homeoffice. Danke an alle für das Durchhalten und zusammen neue Wege Suchen und Finden. Verbunden bleiben in neuen

Formen des Zusammenkommens mit dem gemeinsamen Ziel, die sterbenden Menschen zu begleiten.

Dank an die Gesamtleitung!

Ein herzliches Dankeschön möchte ich an Manfred Baumann, Antje Heide-Picht und deren Nachfolger Günter Sänger aussprechen. Endlose Telefonate mit dem Gesundheitsamt. Endlose Telefonate, um neue Räume für unsere Gruppen und Sitzungen zu finden unter den festgelegten Hygienebestimmungen. Schnelltests für Mitarbeiter*innen organisieren, fortlaufend neue Auflagen und neue Fragestellungen beantworten. Es war ein anstrengendes Jahr!

20 Jahre Hospizarbeit!

Für mich persönlich war 2020 ein sehr besonderes Jahr. Seit 20 Jahren bin ich nun mit dabei. Viele Erfahrungen durfte ich sammeln, viele neue Entwicklungen geschehen. Weiterhin fühle ich mich beseelt von dem Wirken unserer Ehren- und Hauptamtlichen, die für die sterbenden Menschen und ihre Angehörigen so wichtig sind. Der Gedanke der Hospizarbeit bleibt und wirkt weiter. Lasst uns unsere Ängs-

te ansprechen, Geduld und Gelassenheit üben. Lasst uns trotz Corona-Bestimmungen hoffnungsvoll in das Neue Jahr 2021 gehen und gemeinsam weiterwirken für den Frieden, die Gerechtigkeit und die Mitmenschlichkeit.

Stellvertretend für das Team
»Ambulanter Hospizdienst für
Erwachsene, Begleitung in Krankenhäusern und Pflegeeinrichtungen«
Christa Seeger, Leitung und Birgit
Keppler, stellvertretende Leitung,
Dezember 2020







Birgit Keppler

Stationäres Erwachsenenhospiz

von Annemarie Hagenlocher und Stefanie Teufel

»Wenn die Wanderer zusammen den Berg erklommen haben, hoch über allem das Land und den Himmel betrachten dürfen und sie das Gefühl haben, dass sie mit ihren Fingerspitzen die Wolken berühren können, so wissen sie, dass all das, was sie sehen und fühlen, die Belohnung für ihre Bemühungen ist« (Annemarie Hagenlocher).

So verstehe ich unsere Arbeit, unsere Achtung vor den Menschen, die wir begleiten, und den Respekt vor dem Gegenüber in einem Haus, das in all der Hoffnungslosigkeit wieder Glaube, Liebe und Zuversicht anbietet. So oft höre ich, dass die Stafflenbergstraße 22 nicht nur ein Haus oder ein Hospiz ist, sondern vielmehr ein Ort, der Menschen beherbergt, sie umhüllt und – egal woher sie kommen und wer sie sind und waren – zutiefst menschlich begleitet.

Das Jahr 2020 veränderte jedoch die Gastfreundschaft und die offenen Türen – auch bei uns. Niemals hätte ich es mir träumen lassen, dass ich eines Tages die Haustüre unseres Hospizes abschließen muss. Verschlossene Türen und hospizliche Haltung – das passt für mich nicht zusammen. Der März 2020 hat aber nicht nur Türen, sondern auch manches Herz in der Gesellschaft verschlossen.

Unser Tun und Dasein im Hospiz wurde durch die Verordnungen so verändert, dass aus der gewohnten Form guter und menschlicher Begleitung ein Ringen und Kämpfen um Haltung, Menschlichkeit und das Möglichmachen einer guten Begleitung todkranker und sterbender Menschen wurde. Gute Begleitung beinhaltet offene Herzen, Wissen um das, was wir tun, und die Bereitschaft, aufgeschlossen da zu sein – das Virus hat unsere Arbeit verändert. Im Rahmen unserer Arbeit erlebten wir auch Menschen im »Lockdown« in gewisser Art und Weise verschlossen auf ihr Leben und auf ihren Zugriff zu ihrem tiefsten Inneren. So ein Zustand kann den Sterbenden in große Not bringen. Wie soll ich denn »mit mir sterben können«, wenn ich mich nicht kenne, nicht weiß, wer ich bin, mich immer erfolgreich verdrängt habe? Am Lebensende noch einmal den Bruder zu sehen. mit dem ich mich verstritten habe, oder die Freundin, der ich wehgetan habe. Die Zugangsbeschränkungen stellten uns in solchen Situationen, bei solchen letzten Wünschen vor Herausforderungen der besonderen Art. Das gemeinsame Gespräch und das gemeinsame Denken, was Glaube Liebe Fraersicht wir tun können, was wir wagen dürfen, hat uns geholfen und uns ermöglicht, dass unsere hospizliche Haltung – auf diesem Berggrat, auf dem wir wandern mussten nie verloren ging.

40

Kontaktbeschränkungen am Lebensende, dass leider nur wenige Familienmitglieder ins Hospiz durften – aber immerhin durften immer Besucher*innen bei unseren Gästen sein. Seltene Abschiedsfeiern. Quarantane bei Neuaufnahme, Fieber messen statt einem herzlichen Händedruck die Liste war lang. Manfred Baumann, Stefanie Teufel und ich wurden von der inhaltlichen Hospizarbeit ins organisatorische Agieren beordert. Im Spannungsfeld zwischen guter Begleitung und der Mitarbeiterfürsorge entstand ein neuer Beruf – der hospizliche Pandemiemanager. Die Arbeit auf Station war und ist seit März 2020 geprägt von – Besorgen von persönlicher Schutzausrüstung, unzähligen Gängen zur verschlossenen Türe, weil jemand geklingelt hat, Symptomabfragen und Temperaturkontrollen bei allen, die unser Haus betreten. Dem nicht genug, wir bekamen Fluten von Emails vom Land.

vom Gesundheitsamt und Anfragen von anderen Hospizen, wie wir mit Empfehlungen und Verordnungen umgehen. Corona hat unsere Aufmerksamkeit so beansprucht, dass die eigentliche Hospizarbeit zwar inhaltlich nicht verändert wurde, jedoch das Zeitmanagement, unser Arbeitszeitkonto und unsere Überstunden in die Höhe schnellten.

Hospiz lebt von der Liebe zum Handeln und auch von der Liebe zum Einfach da Sein. Doch oft konnten wir das nicht mehreinfach so da sein. Zu sehr schien die Welt sich da draußen verändert zu haben. Ich möchte in diesem Jahr mehr schreiben als in den Jahren zuvor, weil ein kugeliges kleines Etwas es geschafft hat, die Welt, in der fast alles gut lief, aus den Angeln zu heben.

Im Durcheinander gab es ganz viel Miteinander

Es war im März 2020, als wir eine Frau mit Brustkrebs und mit der Gabe, Dinge sehr pur beim Namen zu nennen, aufgenommen haben. Sie mochte es, mehrmals am Tag draußen im Garten eine Zigarette zu rauchen. Eine Frau, die das Meer liebte,

sehr selbstbestimmt und offen war. So ergab es sich, dass eines Tages eine Reporterin vom SWR zu einem Interview mit ihr ins Hospiz kommen durfte. Aus einem Interview entwickelte sich eine Verbundenheit zwischen den beiden Frauen, die bis zu ihrem Tod andauerte. Im Juni 2020 saßen die beiden im Garten, als unser Manfred Baumann auf dem Weg ins Kinderhospiz ihnen im Hof begegnete. Frau A. grüßte ihn, blickte zu Frau G., der Reporterin, zwinkerte ihr zu und meinte: »Kennen Sie den? Das ist Herr Baumann – unser Hausmeister!«

Kurz vor Weihnachten 2019 nahmen wir eine 54-jährige Frau auf, die an einem Gehirntumor erkrankt war. Auch sie legte großen Wert auf Selbstbestimmung – bis zu ihrem Tod. Eines Tages, etwas »angestrenat« von unserer Fürsorge, sagte sie zu einer meiner Mitarbeiterinnen, die ihr in Sorge um sie ins Zimmer folgen wollte: »Sagen sie mal Schwester, weshalb schleichen sie eigentlich immer hinter mir her? Habe ich nicht mal mehr das Recht, selbstbestimmt zu stürzen?«

Nach dem ersten Lockdown nahm der Wünschewagen Ludwigsburg endlich wieder sein Angebot auf, Menschen einen letzten Wunsch zu erfüllen. Im Juli wurde eine 56-jährige Frau unser Gast, deren größter Wunsch es war, noch einmal ein Affenbaby streicheln zu dürfen. Der Wünschewagen fuhr mit ihr nach Salem zum Affenberg. Ein erlebnisreicher Tag voller Glücksmomente, zusammen mit ihrer Schwester. Dieser Tag erfüllte das Leben unseres Gastes noch einmal auf eine besondere Art und Weise. Als ich sie abends fragte, wie es war, antwortete sie mir kurz und knapp: »Affig!«

Der Wünschewagen erfüllte in diesem Jahr einer Frau, die wir im Juli 2020 aufgenommen hatten, ebenso einen Herzenswunsch – eine Kutschenfahrt auf dem Landesgestüt Marbach. Als alles organisiert war und der Termin feststand, sagte sie: »Es ist wie ein doppeltes Weihnachten dieses Jahr. Ich fahre mit dem Spaßmobik nach Marbach und mir wird ein sehnlichster Wunsch erfüllt.« Nach der Kutschenfahrt durfte sie die Stallungen besuchen und bekam zur Erinnerung ein kleines Fotoalbum. Sie ist immer noch bei uns und wer weiß, vielleicht wird sie tatsächlich noch den 24.12.2020 bei uns feiern dürfen.

Kurz nach dem Lockdown kam eine

75-jährige Frau mit einem Gehirntumor zu uns. Ihre große Leidenschaft war das Feiern – und Champagner. Im Mai organisierte das Team für sie einen Besuch in der Markthalle Stuttgart mit Essen – und Champagner. Lebenserfüllte Tage in diesen Zeiten – Dank an all die Menschen in und um unser Haus.

All das können wir nur schaffen, wenn wir zusammenhalten und gegenseitig auf uns achten. Ich bin dankbar, von ganzem Herzen dankbar, dass Stefanie und ich mit so einem Team gesegnet sind, das immer und jederzeit da war und ist. Sie sprangen ein, arbeiteten zusätzlich, kauften in ihrer Freizeit Dinge ein, die wir beim Großhändler nicht mehr bekamen, und blieben fast immer ruhig. Als die ambulanten Bereiche nicht mehr arbeiten konnten, nahmen sie die Kolleginnen aut im Team auf -Kooperation und Zusammenarbeit war selbstverständlich. Stefanie meinte vor kurzem: »So wie in der Aromatherapie die Damaszener Rose für unsere Gäste das Tor zum Himmel öffnen kann, so ist ein fähiges und einiges Hospizteam das Tor zum Himmel für seine Gäste und für uns Leitungen – wie wahr!«

Herr Klumpp

Frau unser Gast, die ihr Leben am Ende sehr lange anschauen musste. Sie sagte, dass es irgendwie nicht geht - einfach so zu sterben. In solchen Momenten greife ich zum Telefon und rufe Herrn Klumpp an. Es ist so gut, ihn zu haben. Herr Klumpp wurde am 05. Oktober dieses Jahres 80 Jahre alt. Ich erinnere mich an viele aute Begegnungen mit ihm – helfende und lehrreiche Begegnungen, die mich und unser Team lernen und auch wachsen ließen. Es ist nicht nur die Hospizarbeit, die ihn ausmacht, da ist noch etwas Anderes. Unser Wissensspeicher von Erlebtem und Erfahrenem bildet die Basis von dem ab. was wir sind und was wir geben können. Um auf diese geschaffene Basis zurückgreifen zu können, muss man hart (an sich) arbeiten – ich glaube, das tat und tut er und das macht ihn aus. In Übergaben mit dem Stationsteam wird oft diskutiert. wie wir jemandem helfen können, weil zum Beispiel die Familie zerstritten oder unversöhnlich miteinander ist. Ein Satz von Herrn Klumpp, der da heißt: »Das, was ein Leben lang eckig war, machen

In 7immer 4 war für zwei Monate eine

Schön, dass IHR (wieder) da seid!

Seit kurzem können wir endlich wieder mit unseren Ehrenamtlichen arbeiten, Begleitungen können wieder stattfinden und die Stationsarbeit wird durch das Ehrenamt inhaltlich und menschlich bereichert. Vielleicht dürfen wir es nun noch mehr schätzen, was Ehrenamt heißt und wie wichtig es für uns alle ist.

Am 31.12.2020 ist Manfred Baumann 18 Monate als unser Gesamtleiter tätig, für mich ist er nicht nur ein Vorgesetzter, er ist ein Ideenfinder, Problemlöser, ein »Ruhigbleiber«, ein klarer Kritiker und nicht zuletzt ein Mensch, der immer alles im Guten anschaut. Da diese Stellung des Gesamtleiters ja nicht gerade vergnügungssteuerpflichtig ist, sage ich heute: »Danke Manfred, dass Du immer so nahe bei und mit uns bist!«

In diesem Jahresbericht darf ein Mensch in diesem Jahr keinesfalls fehlen – und das ist meine zweite Leitung Stefanie Teufel. Sie hat in diesem Jahr aufgrund der Pandemie – wie oft nochmal, ich weiß es nicht mehr – Dienstpläne umgeschrieben, Dienste ersetzt und dabei noch Früh-, Spät- und Nachtdienste gemacht. Sie hat dafür gesorgt, dass unsere Dienststruktur, trotz aller Herausforderungen, immer geregelt war und so allen Mitarbeiter*innen Sicherheit gegeben wurde.

In diesem Jahr werde ich keine Zahlen

niederschreiben, wieviel Begleitungen, welchen Alters im Hospiz stattgefunden haben. Zahlen hatten wir dieses Jahr genug. Eines sei jedoch gesagt: Die Pandemie ging einher mit sehr vielen und sehr kurzen Aufenthalten. Ich spreche hier von vielen Zwei- bis Vier- Tagesaufenthalten, in denen wir keine Zeit hatten, den Gast richtig kennenzulernen, sondern ihn/sie nur kurz begleiten durften und ihn – zumeist – ohne Abschiedsfeier verabschieden mussten. Wegen der Not, die außerhalb unseres Hauses herrschte, nahmen wir gleich am nächsten Tag einen neuen Gast auf, nicht zuletzt deshalb, um unterversorgte Menschen aus der Häuslichkeit aufzunehmen und um die überleitenden Einrichtungen zu entlasten. Anstatt der Zahlen ist es viel wichtiger, was wir alle zusammen geschafft haben.

Wir haben es geschafft, schwerstkranken Menschen lückenlos ein Bett anbieten zu können, ließen uns nicht verunsichern, haben unsere Arbeit gemacht und unsere hospizliche Haltung gelebt. Ich wünsche uns allen, dass 2021 unter einem besseren Stern steht und wir uns baldmöglichst wieder ohne Maske und Vorsicht begegnen können. Ich wünsche uns ebenso, dass 2021 Umarmungen wieder möglich sein werden und dass ein Händedruck kein Infektionsrisiko, sondern eine Geste der gegenseitigen Zugewandtheit und des Willkommens bedeuten darf. Ich hoffe zudem, dass Corona möglichst wenig Spuren hinterlassen wird und uns stattdessen sensibilisieren wird für das Wichtige im Leben, für Rücksicht und Achtsamkeit, für den Blick weg vom »Nur ich« zum respektvollen Blick auf »Wir zusammen« und auf unsere wunderbare Welt, deren Gäste wir sein dürfen.

Stellvertretend für das Team »Stationäres Erwachsenenhospiz« Annemarie Hagenlocher, Leitung und Stefanie Teufel, stellvertretende Leitung, Dezember 2020







Stefanie Teufel

Fachbeitrag

Die Bedeutung der professionellen Trauer von Caregivern

von Susanne Haller

Martin Klumpp hat mit seinem Seminar »Spirituelle Erfahrungen in Sterbe- und Trauerprozessen« in der Elisabeth-Kübler-Ross-Akademie® bei vielen Teilnehmenden innere Prozesse in Gang gesetzt. Generationen von Kursteilnehmer*innen erinnern sich an seine Präsenz und an seine Erfahrung im Umgang mit Trauernden. Mit diesem Artikel möchte ich mich persönlich für sein Wirken in und für die Akademie bedanken.

Trauergefühle in der Arbeit mit Schwerstkranken und Sterbenden wahrnehmen

Caregiver erleben durch das viele Sterben auf Palliativ- und Intensivstationen sowie in Hospizen ein andauerndes Abschiednehmen und dadurch möglicherweise sogar eine Abschieds-Ermüdung. Sie begleiten Patient*innen oft über mehrere Jahre. Häufig entsteht eine intensive Beziehung. Diese Beziehungen machen diese Arbeit besonders und gleichzeitig werden dadurch Leid und Tod der Patient*innen zu Belastungen für den einzelnen und das ganze Team (Pfeffer, 2005).

Beziehung und Bindung – als Grundlage für das Erleben von Trauer:

Ist es Trauer oder Betroffenheit in der Arbeit mit sterbenden Menschen? Es

zeigt sich deutlich, dass auch Caregiver nach Verlusterlebnissen im Rahmen ihrer beruflichen Tätigkeit in unterschiedlichster Weise und Intensität trauern. Der kanadische Palliativmediziner Balfour Mount schreibt dazu: »Außerdem ereignen sich unsere Verluste nicht in einem Vakuum. Sie beeinflussen, verändern und steigern oftmals andere Stressoren in unserem persönlichen oder professionellen Leben. Unsere Reaktion auf Verluste mag unterdrückt werden, jedoch nur, um später wieder, ausgelöst durch andere Ereignisse, zum Vorschein zu kommen« (Mount, 1986). Schwierig wird es, wenn die professionelle Trauer verdrängt, verleugnet oder nicht zugelassen wird. Viele Caregiver hören den Satz »Wer weint, trauert oder betroffen ist, ist nicht professionell genug«. Oder sie hören: »Du hast keine professionelle Distanz«. Im schlimmsten Fall: »Du bist nicht professionell!« Von Caregivern wird erwartet, dass sie Expert*innen mit dem Thema Sterben und Tod und dessen Umgang sind. Aus Scham und Angst, als Versager zu gelten und nicht für den Beruf geeignet zu sein, verdrängen sie ihre Empfindungen. Zudem haben sie ein »Helden-Bild« von sich und ihrer Profession. Sie versuchen deshalb, ihre Emotionen zu unterdrücken. Und häufig haben sie auch keine Zeit zum Trauern, weil da liegt schon der*ie nächste Patient*in im Bett oder sitzt im Wartezimmer. Auch wird der Umgang mit Gefühlen wie Betroffenheit und Trauer nicht in den entsprechenden Ausbildungen gelehrt. Gefühle zu zeigen, ist allgemein in unserer Gesellschaft nicht gern gesehen. »Wenn der Tod zum Umfeld einer Tätigkeit gehört, werden Caregiver zwangsläufig mit der eigenen Betroffenheit konfrontiert« (Linder et al. 2010) und werden zudem an ihre eigenen Trauererfahrungen erinnert. Das ständige Erleben von Sterben und Tod und die häufigen Verlusterfahrungen können stark belasten.

Wie kann das andauernde Abschiednehmen gelingen?

Hilfreich kann sein, sich mit Trauergefühlen in Bezug auf »professionelle Trauer« und »privater Trauer« zu beschäftigen und Unterschiede herauszuarbeiten. Zuerst jedoch: Was ist Trauer? Trauer ist die emotionale Antwort auf einen Verlust. Sie ist die Summe der Reaktionen auf den schmerzlichen Verlust einer Bindung, die von Veränderungen im somatischen, kognitiven, emotionalen und sozialen Bereich begleitet sein können. Zudem ist sie ein aktiver Anpassungsprozess an den Verlust. Ein Verlust kann ein geliebter Mensch, eine Beziehung, eine Fähigkeit sein (Freud, 1917). Die Ausweitung des Begriffs »Trauer« nicht nur um geliebte Menschen, sondern auch um etwas, was in Folge zu einer sinnerfüllten, tiefen Beziehung beziehungsweise Bindung bestand, kann dann auch zum Beruf und/oder zu Patient*innen ausgeweitet werden (Müller, 2019). In Abb.1 ist meine Zuordnung zu »privater Trauer« und »professioneller Trauer« dargestellt.

Trauergefühle erleben Caregiver in der Begleitung schwerstkranker und sterben-

der Menschen und deren Angehörigen auch als vorweggenommene Trauer – das Abschiednehmen von dem Leben, wie es zuvor war. »Vielleicht ist die Begleitung der Trauernden auch der unbequemste, beunruhigende Teil der Palliative Care überhaupt. Trauer, das bedeutet vor allem den Umgang mit intensiven Gefühlen. Diese betreffen nicht nur Patienten und Angehörige. Sie wirken ansteckend und beziehen die Helfenden mit ein« (Student, 2008).

Was bedeutet das für die »professionelle Trauer« oder auch Betroffenheit?

Es gibt verschiedene Arten der »Kunst« des Umgangs mit Trauer. Laut Monika Müller kann »Das Durcharbeiten von Aufgaben beispielsweise analog der Trauerarbeit von William Worden im beruflichen Kontext helfen, die Belastungen durch wiederholte Sterbe- und Verlusterfahrung zu bewältigen« (Müller, 2019). William Worden, ein amerikanischer Psychologieprofessor, hat folgende Traueraufgaben formuliert. Was bedeuten diese für die Caregiver?

Abb.1: Zuordnung zu »privater Trauer« und »professioneller Trauer«

	Private Trauer Private Person	Professionelle Trauer Berufliche Person
Worum trauere ich?	Um einen geliebten Menschen	Um eine sinngebende/ sinnstiftende Beziehung/ Begleitung
Welche Gefühle habe ich?	Starker Trennungsschmerz, Ohnmacht, Hilfslosigkeit, Verlassenheit, Wut, Schuld- gefühle, Traurigkeit in einer bisher nicht bekannten Tiefe	Berührt sein, erschüttert sein, zweifelnd, beein- druckt, Erleichterung, es geschafft haben, es gut gemacht zu haben
Risikofaktoren	 Ressourcen Symptome Viele Tode in kurzer Zeit Art des Todes 	 Länge des Verlaufs Hohe eigene Vulnerabilität Nicht gelungene Verabschiedung Negative Bewertung des Sterbeprozesses »good death«: Frustration und Hilfslosigkeit kann die »professionelle Trauer« verstärken

Aufgabe 1 von W. Worden: Die Realität des Verlustes (an)erkennen und erfassen

In der Begleitung sterbender und trauernder Menschen begegnen wir unseren eigenen Ängsten vor Sterben. Tod und Verlust. Wer spricht seine Ängste darüber aus? Manchmal hilft es, die Ängste zu verbalisieren. »Nichts bedroht unsere Existenz, nichts verletzt unser Selbst so sehr wie der Tod, und vor nichts haben wir im Tiefsten so viel Anast. Gleichzeitig funktionieren unsere üblichen, guasi »natürlichen« Mechanismen im Umgang mit Bedrohungen am Lebensende nicht, denn der Tod lässt sich weder durch Flucht noch durch Kampf bezwingen« (Schlechtriemen-Koß. 2011). Frau Schlechtriemen-Koß führt weiter aus, dass es eine große Lebensaufgabe für uns ist, sich seiner Sterblichkeit zu stellen. Es gibt kein »Manual« dafür, sich seiner Angst vor dem Tod und vor seiner Sterblichkeit zu stellen. Jeder von uns muss seine eigenen Strategien dafür finden. Es braucht dafür nur eines: die Bereitschaft, sich der eigenen Ängste bewusst zu werden. (Schlechtriemen-Koß, 2011)

- Biologischer Modus: Weiterleben durch die eigenen Nachkommen.
- Theologischer Modus: Religiöser Glaube über die Jenseitigkeit des Todes; meist: Auferstehung oder Reinkarnation.
- Kreativer Modus: Immortalität durch das Erschaffen überdauernder Kunstwerke.
- Thema der ewigen Natur: Überleben durch die Verbindung mit der Natur.
- Experimentell-transzendenter Modus: Immortalität durch Sinnbildung, die über das eigene, lebendige Selbst hinausgeht; die Fähigkeit, eine Balance zwischen existenzieller Angst und Hingabe und Liebe zu finden. (Schnell und Schulz-Quach, 2019)

Aufgabe 2 von W. Worden: Den Schmerz der Trauer durchleben/durchleiden – den Verlust validieren

Die Aufgabe beinhaltet für die Careaiver eine Rekonstruktion der Bedeutung des Verstorbenen für das Team und für jeden einzelnen im Team. Über das »narrative« Erzählen kann bewusstgemacht werden, was iede/ieder einzelne von der Sterbebegleitung und mit den Verstorbenen erlebt und von diesen gelernt hat. Dieses Frzählen füttert das Sinnerleben der Arbeit jedes einzelnen. »Es gilt auch, sich Ambivalenzen, Misstrauen und Aggressionen in der Beziehung zu Patienten einzugestehen und zu erlauben. Es ist normal, dass nicht jeder Sterbende ein liebenswürdiger Mensch war.« (Müller, 2019) Zu klären ist auch, inwieweit ist es die Trauer um Verstorbene selbst und inwieweit gibt es Verflechtungen in der eigenen Biografie: An wen erinnert mich die Person? Gibt es eine biografische Resonanz? Durch das Klären der Übertragungsphänomene können alte Muster bewusstgemacht werden. Nach meiner Schätzung haben etwa 70% des »Betroffenseins« und »Trauerns« etwas mit

Übertragungsphänomenen der eigenen Geschichte zu tun!

Aufgabe 3 von W. Worden: Sich in einer Wirklichkeit zurechtfinden, in der der/die Verstorbene fehlt

Man muss sich mit den Leidspuren im eigenen Leben auseinandersetzen, damit man sich auch den sterbenden Patient*innen und ihrer Wirklichkeit stellen kann. Wir sind alle in unserem eigenen Leid erinnert, um Menschen zu helfen. Aber wenn wir zu viel mitleiden, werden wir arbeitsunfähig. Compassion (Mitgefühl) beschreibt ein Gefühl der Anteilnahme und Trauer für jemand anderen, der von Leid oder Unglück geplagt ist, begleitet von dem starken Wunsch, den Schmerz oder das Leid zu mindern (Figley, 2002). »Compassion (Mitgefühl) ist nötig, um erfolgreich helfen zu können.« (ebd.) Und zeitgleich gibt es eine andere Seite von Compassion: die Compassion Fatique - Mitgefühls-Müdigkeit. Figley definierte »Compassion Fatigue« aus dem ersten Begriff »sekundäres Trauma«. Er nannte diesen Begriff im Zusammenhang mit Personen, die traumatisierten Opfern emotionale Unterstützung boten und danach selbst unter dem emotionalen Stress des Traumas litten, obwohl sie die traumatische Situation nicht selbst erlebt hatten. (Figley, 1995)

Aufgabe 4 nach W. Worden: Den Verstorbenen/die Verstorbene innerlich neu verorten und sich dem Leben wieder zuwenden

Andenken von Patient*innen, wie beispielsweise Wesenszüge, Lebenshaltungen, Weltanschauungen, Gewohnheiten und Redewendungen haben sich in das kollektive Gedächtnis des Teams und einzelner Teammitglieder eingenistet. (Müller, 2019) Das gilt als Erbe der Patient*innen und dies ist auch wieder das Sinnstiftende in der Arbeit mit schwerstkranken und sterbenden Menschen: »Was habe ich von dieser Person für mein Leben gelernt...« – meistens verbunden mit einem tiefen Dankgefühl.

Zusammenfassung

Die Sinnhaftigkeit der Arbeit muss sich mit dem erlebten Leid der Patient*innen in Balance halten. Hier macht die Formel »Leid durch Sinn« von PD Dr. Christian Schulz-Quach ein eindrückliches Bild von der Wichtigkeit der Sinnstiftung gegen das Leid (Fachtag der Elisabeth-Kübler-Ross-Akademie, 2020). Eine »Kunst des Umgangs« mit den Herausforderungen der täglichen Arbeit kann sein: »Being connected... was a key to my survival« (Kearney et al., 2009). Es geht um Verstehbarkeit, Handhabbarkeit und Sinnhaftigkeit, die mir in der Summe ein Kohärenzgefühl

geben können (nach der Salutogenese von Aaron Antonovsky).

Literatur auf Anfrage bei der Autorin: s.haller@hospiz-stuttgart.de

Stellvertretend für das Team »Elisabeth-Kübler-Ross-Akademie®« Susanne Haller, Leitung und Kristina Kasimirski, stellvertretende Leitung. Dezember 2020







Kristina Kasimirski

(04)

Grußworte für Martin Klumpp von Weggefährtinnen und Weggefährten

Grußwort an Martin Klumpp

von Landesbischof Dr. h. c. Frank Otfried July

Martin Klumpp ist durch und durch Stuttgart und der Metropolregion - anfangs als Pfarrer, später als Dekan und Prälat – tief verbunden. Zugleich ist er ein Weltbürger, der einen weiten Blick für die Ökumene hat. Seine kraftvollen Predigten zeigen ihn extrovertiert, mutig, der christlichen Freiheit verpflichtet. Eine Vernetzung in der vielfältigen Stadtgesellschaft, wo er mit ganz unterschiedlichen Menschen und Soziotopen verbunden ist. Ein Grenzgänger, der um seine Mitte im Glauben weiß. Zugleich vernetzt mit zahlreichen Menschen weit über die Kirche hinaus. ein Ansprechpartner für das Evangelium zuweilen ein unbequemer Mahner.

Der Lebensweg und das Lebenswerk von Martin Klumpp lassen immer wieder erkennen, wie eng bei ihm Leben und Theologie verwoben sind. Ein Grenzgänger, der um seine Mitte im Glauben weiß. Als die Stiftskirche grundlegend erneuert wurde, zeigte er, dass er nicht nur ein Baumeister der unsichtbaren Kirche Jesu Christi ist, sondern auch ein Architekt der wichtigsten Kirche in Stuttgart.

Und dann gibt es diese stille Seite an ihm, die des Seelsorgers, der auch abseits der lauten Zentren und gesellschaftlichen Debatten wirkt und den Trauernden, den sprachlos Gewordenen zur Seite steht, sie begleitet in ihrem Schmerz. Über viele Jahre hat er diese Aufgabe treu getan. Er, der mitten im

vollen Leben steht und sich an der Fülle freuen kann, geht seit vielen Jahren in der Hospizarbeit mit an die Grenzen des Lebens. Als Kirche können wir uns auch deshalb glaubwürdig kritisch zum assistierten Suizid äußern, weil es Orte der palliativen Begleitung sterbender Menschen gibt – und Menschen, die Sterbenden die Hand halten, damit sie loslassen können.

Ich freue mich, dass diese Seiten von Martin Klumpp auf den Seiten dieses Buchs aufgehoben sind – verbunden im Wissen, dass wir nicht die menschlichen Werke feiern, sondern die reichen Früchte, die Gott hat gedeihen lassen zum Nutzen der Menschen und Gottes Ehre.

In herzlicher Verbundenheit und mit vielen Segenswünschen Landesbischof Dr. h. c. Frank Otfried July

Foshing



Landesbischof Dr. h. c. Frank Otfried July





Grußbotschaft

von Dr. Daniela Tausch und Helmut Beutel

Unser Lehrer

»Erfahrung ist für mich die höchste Autorität. Der Prüfstein für Gültigkeit ist meine eigene Erfahrung. Keine Idee eines anderen und keine meiner eigenen Ideen ist so maßgeblich wie meine Erfahrung. Ich muss immer wieder zur Erfahrung zurückkehren, um der Wahrheit, wie sie sich mir als Prozess des Werdens darstellt, ein Stück näher zu kommen.«

- Carl Rogers

Lieber Martin.

Dein Geburtstag führt uns erneut zusammen und wir erinnern uns. Unsere Erfahrung und Betroffenheit hat uns 1987 zusammengebracht. Wir haben damals entschieden, die Hospizarbeit im Vorstandsbereich »Dienste für seelische Gesundheit« zu beginnen. Wir hatten das Anliegen, dass Menschen bei seelischer Gesundheit die Zeit ihres Sterbens mit ihren Angehörigen leben können. So entstand zunächst der ambulante Hospiz-Dienst als Zentrum unseres Vorhabens.

Du hattest und hast eine wunderbare Gabe, Menschen für diese Idee zu inspirieren und sie zu motivieren, diese Aufgabe auch materiell zu unterstützen. Deine Strahlkraft, Menschen zu erreichen, hat vielfältige Wirkungen gezeigt: Die Gruppen, die Du im Hospitalhof für trauernde oder krebskranke Menschen angeboten hast, haben vielen in der Krise des Verlustes Hilfe und Unterstützung gegeben. Deine theologischen Aussagen, Deine Gottesbeziehung und Dein Handeln haben sich zu einer authentischen Kraft verdichtet, die viele Menschen in Deinen Predigten oder Vorträgen berührt haben.

Wir wünschen Dir und uns, dass Du weiterhin mit Deinen Schaffenskräften so wirken kannst. Bleib gut behütet mit Kräften des Vertrauens und der Hoffnung in das Geschehen.

Dr. Daniela Tausch, 1. Gesamtleitung des Hospiz Stuttgart 1987–1996 und Helmuth Beutel, Gründungsmitglied der der Arbeitsgemeinschaft Hospiz Stuttgart

Martin Klumpp ist eine »Marke«

von Hans-Peter Ehrlich

Martin Klumpp ist eine »Marke«. Sie steht für Visionen, Durchsetzungswillen, Tatkraft, Fleiß, theologisches Denken und Unbeirrbarkeit. Er lässt sich von dem, wovon er überzeugt ist, nicht abbringen. Ich bin froh für das, was mich mit ihm – bis heute – verbindet.

1982 lernte ich ihn als »Empfangschef« am Eingang zum Hospitalhof, Gymnasiumstraße 36, kennen. Ankommende musterte er und registrierte, wer sie sind. Theologisch gegründete Bildungsarbeit versteht er im Gefolge der Reformation als kirchlich-gesellschaftliche Herausforderung mit Folgen für kirchliches Handeln. Er hörte die Geschichten der Menschen, die zu den Vorträgen und Seminaren kamen, nahm Anteil an ihren Problemen und Lebensfragen. Für andere

vielleicht überraschend, für ihn aber folgerichtig, wurde Trauerbegleitung zum professionellen seelsorgerlichen Handlungsschwerpunkt. Bis heute leitet er Trauergruppen – trotz und neben vielen Ämtern und Aufgaben all die Jahre. Der andere Schwerpunkt, der aus der Bildungsarbeit erwuchs, wurde befördert durch seine Begegnung mit Elisabeth Kübler-Ross. Es war die Hospizarbeit. die er vorantrieb und mit der Eröffnung des stationären Hospizes in der Stafflenbergstraße 22 in Stuttgart ein deutliches kirchliches Zeichen setzte. Sterben und Trauer wurden für ihn zu einem Zentral-Thema des Lebens.

Ich war noch Stadtjugendpfarrer, als mich Martin Klumpp fragte, ob ich nicht als Seelsorger zusammen mit Kristin Claß

eine Trauergruppe leiten möchte. Wir beide sagten zu. Ich habe in den Gruppen viel gelernt und besser verstanden, was Trauer ist und seelisch-körperlicher Schmerz und wie sie sich zeigen. Und dass Trauer nicht zuzulassen, krankmachen kann. Das hatte Folgen für mein berufliches Handeln. Als ich ins Dekanatamt Böblingen wechselte, setzte ich einen seelsorgerlichen Schwerpunkt im Angebot von Trauergruppen, zusammen mit der Gemeindediakonin. Und ich begann, die Ökumenische Hospizhilfe im Kirchenbezirk Böblingen aufzubauen. Beide Themen hatte mir Martin sozusagen ins Gepäck gegeben. Wer von Seelsorge nichts versteht und nicht mehr selber seelsorgend tätig ist, kann eigentlich auch kein kirchliches Leitungsamt bekleiden. Davon ist er überzeugt.

1999 kehrte ich als Stadtdekan nach Stuttgart zurück und freute mich auf die besondere Herausforderung des Hospizes, damals in der Nachfolge von Martin als Vorsitzender in der Rechtsform einer GbR. Er blieb mit an Bord. Ich durfte teilhaben an der Kompetenz der Mitarbeitenden einschließlich der vielen Freiwilligen, an dem Wissen von Christoph Student und dem pflegerischen Geschick der Hospizschwestern, am Aufbau des ambulanten Kinderhospizes und der Elisabeth-Kübler-Ross-Akademie® und nicht zuletzt

an den bereichernden Erfahrungen der Sitzwachen. Sehr gerne übernahm ich Gottesdienste zu besonderen Anlässen, in denen behutsam der Verstorbenen gedacht wurde. Als ganz besonderen Moment empfand ich den Festgottesdienst am 8. Oktober 2009 in der Stiftskirche anlässlich des 15-jährigen Bestehens unseres stationären Hospizes. Ich konnte in der Predigt über Römer 14, 7-9 (»Denn unser keiner lebt sich selber und keiner stirbt sich selber. ...«) ankündigen: »Die Träger-AG des Hospiz Stuttgart hat beschlossen,

in den kommenden Jahren das Projekt >Stationäres Kinderhospiz umzusetzen.«

Nach langem Suchen wurde die Villa Wittmann auf der Diemershalde auserkoren. Zusammen mit Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern wurde geplant und immer wieder umgeplant. Es wurde gerungen um das Gewünschte und um das Mögliche. Dass das Architekturbüro Mühleisen über viele Jahre – trotz dauernder, auch denkmalschützender und baurechtlicher Einwürfe – nicht abgesprungen ist, liegt an Rolf Mühleisens innerem Engagement

Denn under keiner lebt sich selber und keiner stirbt sich selber.

Römer 14, 7-9

für das Anliegen des Hospizes, das er mit Martin Klumpp teilte. Schlaflose Nächte wegen der Finanzierung gab es sicher auch. Martin Klumpp nutzte seine Kontakte in die Behörden und zu Sponsoren erst recht in den 15 Jahren als Prälat in Ruhe(!). Es ging um die Erfüllung eines Traums: Ein Kinder- und Jugendhospiz als Lebenshaus für Eltern und Kinder auf Zeit. Viele standen ihm zur Seite, nicht zuletzt Kirchenpfleger Hermann Beck, dem wahrscheinlich manchmal schwindelte ob der aufzubringenden Bau- und Betriebskosten. Unnötige Risiken wollte Martin nicht eingehen. Deshalb erwarb die Evangelische Gesamtkirchengemeinde Stuttgart die Villa Widmann, wie Jahrzehnte zuvor schon das Haus in der Stafflenbergstraße 22 – großenteils mit den Mitteln, die der Förderverein mit Martin Klumpp als Vorsitzendem einbrachte. Gerne erinnere ich mich an die Vertragsunterzeichnung zwischen Förderverein und Gesamtkirchengemeinde Stuttgart, mit dem wir die Hospizstiftung mit einem beachtlichen Kapitalstock gründen konnten. Unermüdlich sammelt er Spenden für beide Häuser bis heute!

Die Hospizbewegung wollte von Anfang an die Zivilgesellschaft so beeinflussen. dass iedem Menschen ein Sterben in Würde und möglichst schmerzfrei ermöglicht werden kann. Deshalb ist es gut, dass in immer mehr Krankenhäusern Palliativstationen eingerichtet wurden mit gut ausgebildeten Ärzt*innen und Pflegenden und die ambulante Palliativversorgung flächendeckend ausgeweitet wird. Den gesellschaftlichen Diskurs zu stärken, bleibt eine Daueraufgabe, damit Töten auf Verlangen unter dem Deckmantel eines selbstbestimmten Lebens nicht Common-sense-fähig wird. Ich befürchte, dass in der Ärzteschaft, auch unter den Palliativ-Ärzt*innen, die Bereitschaft zunimmt. Menschen von ihrem Leiden zu »erlösen«. Sie oder ihre gesetzlichen Betreuer sollen »selbst entscheiden dürfen«, versteht sich. Ich sehe darin die Emanation eines fehlgeleiteten neoliberalen Menschenbildes. Personen wie Martin Klumpp, die kämpfen und überzeugen können, haben unsere Gesellschaft und unsere Kirche nötig, damit die Menschenwürde am Ende des Lebens nicht auf einen selbstbestimmten und selbstgewählten Tod reduziert wird.

Martin hat mein kirchliches Engagement geprägt. Schön daran ist, dass viel Gemeinsames unsere Unterschiedlichkeit zuließ und vielleicht sogar gefördert hat.

Hans-Peter Ehrlich. Stadtdekan i.R.

Martin Klumpp zum 80. Geburtstag

von Prof. Dr. med. Dr. h.c. Christoph Student

Lieber Martin.

80 Jahre voller Leben und 40 Jahre Arbeit für trauernde und sterbende Menschen – was für eine Fülle! Natürlich wäre das allemal eine ausführliche Würdigung wert, die ich nun anderen überlassen muss. weil mein derzeitiges Tätigkeitsfeld mir nicht mehr Zeit übrig lässt. So will ich es zu diesem Anlass bei einem Brief bewenden lassen und hoffe, dass du spüren kannst, wie sehr dieser Gruß von Herzen kommt.

Wenn ich an dich denke, so fällt mir als erstes ein Mann ein, der voller Energie und Elan mit viel Kreativität und Lust am Gestalten durchs Leben geht – bis heute.

Dieser innovativen Kraft habe auch ich es zu verdanken, dass ich überhaupt in die Hospizarbeit gekommen bin – gut ein Jahrzehnt ehe wir uns persönlich begegnet sind. Mit deinem Weitblick hast du

es nämlich schon im Anfang der 1980er Jahre erreicht, Elisabeth Kübler-Ross nach Stuttgart zu holen und ihr nicht nur eine Plattform für Vorträge in dem von dir gegründeten Bildungszentrum Hospitalhof zu bieten, sondern sie auch zu Workshops in Stuttgarts Umgebung ermutigt. Bei einem dieser Workshops im Frühjahr 1984 habe ich Elisabeth zum ersten Mal kennengelernt. Dieser Workshop (dem noch andere folgen sollten) hat mich auf den Hospiz-Weg gebracht, der meinem Leben von da an Sinn und Ziel gegeben hat. Und Elisabeth ist in den Jahren mir. ähnlich wie dir, zur Freundin und Ratgeberin geworden.

Es war 1996, als ich die Anzeige für die Nachfolge der Leitung des Stuttgarter Hospizes las. Aus der Ferne hatte ich dieses neue, von dir gegründete Angebot der

ambulanten und stationären Sterbe- und Trauerbegleitung im Süden Deutschlands schon viele Jahre aus meinem Elfenbeinturm der Hannoverschen Hochschule mit bewunderndem Blick verfolgt. Seine Gestaltung entsprach sehr dem, wie ich mir ein ideales Hospiz für Deutschland vorstellte - und von dem ich mir manchmal gewünscht hatte, dass mir selbst so etwas gelungen wäre.

Deutlich erinnere ich mich noch an das Vorstellungsgespräch im Hospitalhof, das so ganz anders verlief als ich es erwartet hatte: Erwartet hatte ich ein Gremium gesetzter Herren aus dem kirchlichen Raum, die mich mit strengem Blick beäugen würde. Nun, die gab es auch. Aber vor allem hast du diese Begegnung mit Wärme und ernsthafter Aufmerksamkeit gestaltet: Denn dort traf ich in erster Linie »

Zu Innovationen gehört immer ein bisthen

auf eine große Runde interessierter, engagierter Mitarbeiter*innen des Hospizes, die du intensiv in die Auswahl des neuen Hospiz-Leiters eingebunden hattest. Ich erinnere mich noch genau an die zum Teil kritischen, ja strengen Nachfragen der Mitarbeiter*innen, und es war genau das, was mich für diese Stelle eingenommen und letztlich gewonnen hat.

Es wäre geheuchelt, lieber Martin, würde ich schreiben, dass unsere Zusammenarbeit immer nur eitel Freude und Sonnenschein gewesen wäre. Dazu waren und sind wir beide viel zu eigenwillige Männer. Aber ich habe unsere gemeinsame Arbeit an der Weiterentwicklung dieses wichtigen Projektes immer von großem gegenseitigen Vertrauen und

Respekt getragen gefühlt. Als Bild fällt mir dazu ein Jazz-Duo ein, das kreativ improvisiert. Wir kannten unser jeweiliges Instrument und wenn es gut lief, entstanden daraus wunderbare musikalische Figuren. Die Dissonanzen, die es natürlich auch gab, waren uns immer wieder Anlass, die Instrumente neu zu stimmen, die gemeinsamen Ziele zu präzisieren und dann ein musikalisches Angebot zu zeigen, das auch bei kritischen Zuhörern Anklang, ja Applaus fand.

Als du in der Kirchenhierarchie Karriere gemacht hast und vom Stadtdekan zum Prälaten wurdest, haben mir unsere regelmäßigen Gespräche sehr gefehlt – eigentlich bis zum Schluss meiner Tätigkeit in Stuttgart. Aber du bliebst für mich

immer erreichbar und ein wohlwollender Ratgeber, der nicht nur Ideen und Know how einbrachte, sondern dies auch durch materielle Unterstützung der Innovationen im Hospiz (ich denke z. B. an die Entwicklung der Elisabeth Kübler-Ross-Akademie®) zu unterstützen verstandest.

Zu Innovationen gehört immer ein bisschen Mut und viel kreative Energie. Eine andere Seite von dir lernte ich gerade kurz vor meinem Ruhestand kennen. In solch einer beruflichen Phase ist man ja leicht so etwas wie eine »lame duck«, wie die Nordamerikaner das nennen. Alle wissen, dass man geht und seine administrative Kraft und Einflussmöglichkeiten verliert. In dieser Zeit merkt man, wer wirklich zu einem steht und wer nur opportunistische

Mut und viel kreative Energie.

Beziehungen erhält, überdeutlich. Damals erfuhr ich, dass du nicht nur kreative Energie, sondern auch sehr, sehr viel Mut besitzt. Mit großer Klarheit hast du das vertreten, was du schon immer gepredigt hast. Nämlich, dass Euthanasie – selbst in ihren verstecktesten Spielarten – in einem Hospiz nichts zu suchen hat. Ja, dass Hospize immer aufgerufen sind, hier allen Anfängen außerhalb wie innerhalb von Hospizen frühzeitig und energisch zu wehren.

Nach meinem Ausscheiden aus dem Hospiz hast du in verschiedensten Rollen manches von dem, was wir gemeinsam angedacht und angestoßen hatten (ich nenne nur das Stichwort Kinderhospiz), in deinen verschiedensten Rollen bis weit in deinen Ruhestand hinein weiterentwickelt. Wenn ich heute an das Hospiz Stuttgart denke, so spüre ich große Zustimmung zu dem, was unter deinem tatkräftigen Einfluss dort geschehen ist und noch geschieht, und ich weiß, dass du auch und gerade in ethischen Fragen keine faulen Kompromisse eingehen wirst.

Ich denke, wir beide haben immer gespürt, dass wir dieselben Wurzeln haben, in verschiedenster Beziehung. Und so hat unser Zusammenwirken für mich auch immer etwas Geschwisterliches gehabt. Geschwister sind nicht immer einer Meinung. Aber sie wissen, dass sie letztlich zusammengehören, dass sie die familiären Werte teilen und für einander einstehen, wenn sie diese Werte in Gefahr sehen.

So wünsche ich dir, lieber »Bruder Martin«, dass dir deine Tatkraft weiterhin erhalten bleibt und du zugleich die reiche Ernte, die dein Lebenswerk hervorgebracht hat, gerade im Durchblättern dieser Festschrift zu deinen Ehren geruhsam genießen kannst und dein Weitblick dem Hospiz Stuttgart noch lange erhalten bleibt.

Nun sei von Herzen gegrüßt von deinem **Christoph**

Prof. Dr. med. Dr. h.c. Christoph Student, Gesamtleiter des Hospiz Stuttgart, 1997–2006

Begegnung mit Martin Klumpp – eine beispielhafte Würdigung

von Dr. Annedore Napiwotzky

Martin Klumpp, der spätere Stuttgarter Prälat, konnte vor über 40 Jahren die Pionierin der Hospizidee, Elisabeth Kübler-Ross, für Vorträge im Hospitalhof Stuttgart gewinnen. Sie begeisterte ihn so von der Hospizidee, dass er ihr versprach, in Stuttgart ein Hospiz aufzubauen. Und dies geschah! Bis heute trägt er diesen Hospizfunken in sich: Schwer kranke und sterbende Menschen, die vom Hospiz begleitet werden, dürfen sterben. Dabei wird alles getan, um Sterbenden ihren Weg zu erleichtern, so wie sie es selbst in der aktuellen Situation möchten. Dazu sagen wir heute Palliative Care.

Es zeichnet Martin Klumpp aus, dass er sich nicht scheut vor der direkten Begegnung mit den Betroffenen, im Gegenteil. Er ist seit Jahren Seelsorger bei Sterbenden und leitet für die Angehörigen Trauergruppen. Tatkräftig setzt er sich dabei für Menschen ein, die in irgendeiner Weise hilfebedürftia sind.

Seine Erfahrung gibt er bis heute in unzähligen Seminaren und Veröffentlichungen weiter. Ich habe als Bildungsreferentin, Akademieleiterin und Gesamtleiterin mit ihm als Prälat, als Dozent und als Fördervereinsvorsitzendem zusammengearbeitet. Auf vielen Fachtagen hielt Martin Klumpp sehr gut besuchte Vorträge, er moderierte Kursreihen des Hospiz Stuttgart im Hospitalhof, brachte sein Know how in die Konzeption einer Trauerbegleiter*innen-Ausbildung ein und engagierte sich stark für die Finanzierung des Kinderhospizes. Ihm sind immer alle Bereiche des Hospiz Stuttgart gleichermaßen wichtig, so dass z.B. vor der Verwirklichung des Kinderhospizes zuerst das ambulante und stationäre Hospiz für Erwachsene baulich modernisiert wurden. Die schwer kranken Menschen und ihre Angehörigen sollen sich in den Hospizhäusern wohl fühlen. Martin Klumpp war dies wichtig. Er wollte keine großen Betonklötze. Mit den kleineren Villen in der Stafflenberg- und Diemershaldenstraße hat das Hospiz Stuttgart »Gebäude mit Seele« bekommen, die so gestaltbar sind, dass sich alle in ihnen wohlfühlen können.

Martin Klumpp und mich verbindet, dass uns beiden die vielseitige fachliche und menschliche Kompetenz der hauptund ehrenamtlichen Mitarbeiter*innen ein oberstes Anliegen ist. Die Arbeit mit Schwerstkranken und ihren Angehörigen bedarf höchster Qualität! Auf dieser Grundlage individueller Kompetenz kann dann geschehen, dass das Zusammenwirken der verschiedenen Hospizbereiche eine Chance darstellt, auch zugespitzt schwierige Situationen zu meistern, die nur durch ein kooperatives Wunder zu lösen sind. Ein Fallbeispiel soll exemplarisch zeigen, wie mir in einer persönlichen gro-Ben dienstlichen Herausforderung durch das Zusammenwirken der verschiedenen Hospizbereiche wirksam geholfen wurde. Und natürlich hat auch Martin Klumpp hier seinen Part. Weil es persönlich ist. beginnt es mit Theodora.

Theodora M., ein ca. 8-jähriges Mädchen, die Tochter von Frau M., einer Palliative-Care-Studierenden, war ausnahmsweise am 05. Juli 2006 bei uns in der Akademie, weil sie mit ihrer Mutter gleich nach Kursende zu einem Termin musste. Ich war damals die Leiterin der Elisabeth-Kübler-Ross-Akademie® und hatte schon beim ersten Blick das kleine Mädchen liebgewonnen. Still machte sie ihre Hausaufgaben, meldete sich bei mir gewissenhaft ab, dass sie kurz auf das WC gehe (ich hatte mich zuvor auch in den Garten abgemeldet) und nachdem sie die Hausaufgaben zügig erledigt hatte, vergnügte sie sich im Garten.

Am nächsten Tag besuchte Frau M. wie sonst, ohne Theodora, ihren Kurs in der Akademie. Um 13:30 Uhr, während ihre Kolleg*innen sich schon im Kursraum versammelt hatten, rannte Frau M., verzweifelt »nein – nein« ins Handv schreiend, in unseren Wintergarten. Nur Ingeborg Burkhardt, eine Kurskollegin und gleichzeitig auch Krankenschwester in unserem stationären Bereich und ich hatten das mitbekommen. Ich informierte die Dozentin Heike Linder, die gleichzeitig Leiterin des ambulanten Bereichs des Hospizes war und sagte nur: »Fangt ohne mich und ohne Ingeborg und Frau M. an, es ist etwas Schreckliches passiert.«

Der Ehemann von Frau M. war eben auf einer Reise in Griechenland überraschend gestorben.

Ich will nun nicht die Tragik der Familie M. im Einzelnen entfalten, sondern den Fokus auf das Zusammenwirken der verschiedenen Hospizbereiche richten.

Ingeborg und ich hielten bei Frau M. aus. Als sie sagte, sie wisse gar nicht, was sie jetzt tun solle, sie wisse nur, sie wolle hier in Deutschland ihren Mann beerdigen, erzählte ich ihr von einer Bestatterin (die 2 Wochen vorher bei uns einen sehr beeindruckenden Kurs über die Zeit zwischen Tod und Beerdigung gehalten hatte), die Überführungen so durchführt, dass der Sarg in Deutschland bei Bedarf dann doch noch zu öffnen sei und sie so von ihrem Mann und ihre Kinder von ihrem Vater auch richtig Abschied nehmen könnten. In ihrem Auftrag rief ich der Bestatterin an.

Und Theodora? - Die Geschwister? Wie machen wir das, das ging mir unablässig durch den Kopf! Ich rief Christine Ettwein-Friehs, die Koordinatorin des Kinderhospizes an. Sie empfahl mir die Notfallseelsorge und meinte, dass Frau M. auf keinen Fall alleine die Nachricht ihren Kindern geben soll. Über unser Sekretariat erhielt ich die Telefonnummer von Pfarrer Lehnardt, er schickte uns in kürzester Zeit eine gleich sehr kompetent wirkende Ehrenamtliche. Bis sie kam, gingen Ingeborg und Frau M. spazieren – Bewegung hilft. Außerdem wollte ich verhindern, dass der ganze Kurs beim Anblick von Frau M. gleichzeitig in Fassungslosigkeit gerät.

Während des Spaziergangs rief mich unser Gesamtleiter, Prof. Dr. Dr. Christoph » Wir berichteten. Betroffenheit. Die Studierenden überlegten Hilfsmöglichkeiten. Frau M. hat kaum Geld, sie wird ihren Schmuck verkaufen, um die Überführung nach Deutschland bezahlen zu können, um so sich und den Kindern einen Abschied zu ermöglichen. Der Kurs kam zu dem Entschluss, für sie zu sammeln. Betroffen und im Gefühl von Gemeinsamkeit verabschiedeten wir uns.

Christoph Student verwies mich wegen des Geldproblems zu den ambulanten Schwestern: Dorothee Nittka und Simone Fischle-Brendel. Sie sprudelten mit Vorschlägen und ich rief den Vorsitzenden unseres Fördervereins Martin Klumpp an, es war schon längst Feierabend, 18:30 Uhr war's – ich traute mich dennoch. Wir telefonierten ein paar Mal und um 19:15

Uhr konnte Martin Klumpp mir sagen, dass wir die 3500 € Überführungskosten (über 2 Vorstandsmitglieder aus dem Förderverein) auf jeden Fall für Frau M. bekommen. Wir wissen, wie wichtig es für die psychische Gesundheit ist, dass sinnlich Abschied genommen werden kann. Frau M. und der Bestatterin gab ich gleich die gute Nachricht weiter.

Ich ging erschöpft und glücklich über unser Hospiz nach Hause, alle Bereiche: Stationäres, Ambulantes und Kinderhospiz, die Ehrenamtlichen, das Sekretariat, der Gesamtleiter und der Förderverein samt seinem Vorsitzenden arbeiteten Hand in Hand!

Am nächsten Tag rief ich Familie M. an, um mich nach dem Ergehen zu erkundigen. Es war »meine« Theodora am Telefon. Die Mama war gerade in der Stadt, ich erzählte ihr vom Kinderhospiz, sie schrieb sich auf »Kinderhospiz, Tel.: 237 41 53« und Christine Ettwein-Friehs betreute die Familie weiter.

Sie glauben nicht, wie unendlich wohl das Erleben so einer Zusammenarbeit tut. Ich habe so als Akademieleiterin die fürsorglich hospizliche/palliative Haltung selbst erlebt und konnte sie weitergeben. Gleichzeitig konnte ich sie unmittelbar authentisch den Studierenden vermitteln.

Martin Klumpp und ich sind uns als »Bildungsmenschen« sehr einig, dass die gegebene räumliche Nähe der Akademie zu den stationären und ambulanten Hospiz-Bereichen es den Studierenden und den Dozent*innen ermöglicht, Palliative Care nicht nur zu lehren, sondern auch zu erleben!

Lieber Martin Klumpp, danke für deine Haltung und alle guten Begegnungen! Ich gratuliere dir ganz herzlich zu deinen Jubiläen und wünsche dir, deiner Familie und dem Hospiz Stuttgart alles Gute.

Dr. Annedore Napiwotzky, Gesamtleiterin des Hospiz Stuttgart, 2010–2012

Foto Seite 63: Stationäres Erwachsenenhospiz, Stafflenbergstrasse



Stephen

Es knospt unter den Blättern Das nennen sie Herbst.

Hilde Domin

Wünsche für Martin Klumpp

von Elisabeth Kunze-Wünsch

Der wichtigste Meilenstein der Zusammenarbeit zwischen Martin Klumpp und mir als Gesamtleiterin war die Renovierung und Erweiterung des ambulanten und stationären Erwachsenenhospizes in der Stafflenbergstraße und die Gründung des stationären Kinder- und Jugendhospizes in der Diemershaldenstraße. Wir beide waren dabei Teil eines sehr engagierten Teams. Namentlich möchte ich nennen: Elvira Pfleiderer, Michaela Müller, Hermann Beck, Rolf Mühleisen, Eckart Schultz-Berg und viele andere Haupt- und Ehrenamtliche.

Dass dies alles in relativ kurzer Zeit gelang, haben wir Gottes Hilfe und unserer Begeisterung für die Sinnhaftigkeit dieser Projekte zu verdanken. Schwerstkranke Menschen jedweden Alters brauchen primär andere ihnen zugewandte und

kundige Menschen, aber auch eine Umgebung, die heimelig und schön ist. Das strahlen beide Gebäude in hohem Maße aus. Und wir alle spürten: für diese inhaltliche Arbeit, diese Menschen und für diese Häuser Johnt sich unser Finsatz.

Martin Klumpp ist ein Leader, ein Anführer und er war in unseren Projekten nicht alleine mit seinem Führungsanspruch. Das schuf Reibungen, die durchaus kreativ genutzt werden konnten. Martins Einsatzfreude schien grenzenlos: er rührte unermüdlich die Spendenwerbetrommel. besuchte zusammen mit mir die Fraktionen im Stuttgarter Gemeinderat, reiste mit unserem Team zu anderen Kinderhospizen in Deutschland, nahm an zahllosen Planungssitzungen teil, verhandelte mit dem Denkmalamt, ließ seine vielen Kontakte zu Menschen in der Kirche, der Wirtschaft,

der Kulturszene spielen, vernetzte unentwegt - und hatte Freude!

Ja, Martin Klumpp hatte immer Freude an seinem Tun für das rasant gewachsene Hospiz Stuttgart, denn er verließ nie die Arbeit an der Basis. Sein Einsatz in Gremien und im Vorsitz des Fördervereins hatte immer ein Fundament. Das motivierte ihn und machte vielleicht auch einiges Mühselige leichter. Dies verbindet mich mit ihm am meisten: das praktisch seelsorgliche Tun, das Gespräch, das Hören auf die sterbenden und trauernden Menschen. die zarte oder direkte Intervention, das Gebet, der gelesene Psalm, der Segen und die Hand auf der Stirn des Kranken, die Frage, die den Menschen zu sich führt, das gemeinsame Schweigen... Martin Klumpp war immer klar und er sagte dies oft: Im Hospiz Stuttgart darf es niemanden geben, der oder die nur Funktionär ist. Alle in ihren unterschiedlichen Professionen sollen von innen heraus wissen, was Hospizarbeit ausmacht. Alle sollen möglichst durch einen kürzeren oder längeren Prozess der Selbsterfahrung gegangen sein. der sie mit eigenen Verlusten und Krankheitserfahrungen in Kontakt brachte. So werden sie nicht überschwemmt von Gefühlen, wenn sie mit schwer kranken und trauernden Menschen unterstützend zusammen sind, so können sie unterscheiden und sich gleichzeitig einlassen und schützen. Aus dieser Haltung heraus unterrichtete Martin Klumpp ehrenamtliche Sterbebegleiter*innen, Ärzt*innen und Pflegefachkräfte in der Elisabeth-Kübler-Ross-Akademie® und leitet er seit Jahrzehnten die Trauergruppen im Hospitalhof.

Die Seelsorge bleibt sein Herzstück, auch beim Planen und Spendeneinsammeln. Diese Beheimatung im tätigen christlichen Glauben, der Quelle des Trostes in den Stürmen unseres Lebens, verbindet mich mit ihm am meisten. Wie lernte ich Martin Klumpp kennen? Zunächst traf ich ihn auf dem Papier,

Mit seiner Kraft und seinem Talent hat er unendlich viel für das Hoyriz Stuttgart getan.

nämlich als Autor eines Artikels über Trauerarbeit im Sammelband von Christoph Student »Sterben – eine Zeit des Lebens«. Diesen Aufsatz studierte ich mit Gewinn als Vorbereitung auf eine mündliche Prüfung in meinem zweiten Theologischen Examen 1984/85. In meiner Zeit als Seelsorgerin in der Psychiatrie des Bürgerhospitals in Stuttgart 1986-1988 war er mein Dekan. Wir hatten nur wenige Sitzungen gemeinsam, aber ich hörte von seinen – für die damalige Zeit ungewöhnlichen – Gottesdiensten zum Gedenken für an AIDS verstorbene Menschen und von seinem Finsatz für schwule Pfarrer und lesbische Pfarrerinnen in der Evang. Landeskirche in Württemberg. Das fand ich gut und mutig und nahm mich für ihn ein.

Als Martin Klumpp Prälat in Stuttgart war, hatte ich einen Termin in seinem Büro in der Gerokstraße, weil ich eine kurze Sabbatzeit aus persönlichen Gründen plante. Diese Gründe leuchteten ihm wohl ein und er unterstützte mein Vorhaben. Bei unserem Gespräch erlebte ich ihn wahrnehmend, klar und ergebnisorientiert, gleichzeitig spürte ich eine

gewisse Scheu. Ich konnte ihn mir gut als Seelsorger vorstellen.

Viele Jahre und einige Stellen später sahen wir uns auf der Station für Erwachsene in der Stafflenbergstraße wieder. Ich war Pfarrerin in der Allgemeinmedizin des Bürgerhospitals und im Hospiz, er war mittlerweile im Ruhestand und Vorsitzender des Fördervereins und immer wieder auch Seelsorger im Hospiz und Referent der Akademie. Unsere intensivste Zeit aber kam erst mit meinem Start als Gesamtleiterin im Sommer 2012 wie schon oben beschrieben. Es ist hier nicht der Raum, die Fülle an Arbeit, die Martin Klumpp insbesondere für die Gründung des Kinder- und Jugendhospizes geleistet hat, im Detail aufzuzählen. Aber ich bin mir sicher: ohne ihn, seine Leidenschaft und seinen unermüdlichen Einsatz, wäre dies große Projekt nicht in diesen wenigen Jahren realisiert worden. Zwischen dem Beschluss des Evang. Kirchenkreises, das Hospiz Stuttgart um ein Kinderhospiz zu erweitern, und der Eröffnung lagen nur sieben Jahre. Alle, die sich in der Hospizbewegung auskennen und um ihre große Spendenabhängigkeit wissen, verstehen, wie kurz das ist! Wir alle waren in Abständen an unserer Belastungsgrenze, auch Martin Klumpp, besonders wenn er krank wurde und sich gebremst fühlte. Aber immer wieder bekam er Kraft und machte weiter. Martin spürt sich in dem Tun für die Hospizarbeit. Er erfüllt ein Versprechen, das er Elisabeth Kübler Ross bei einem Seminar im Hospitalhof gab, nämlich ein Hospiz in Stuttgart zu errichten und so möglichst vielen Menschen ein begleitetes Sterben in Würde zu ermöglichen und ebenso die Trauernden nicht alleine zu lassen.

Und dies nun zum Schluss: Martin Klumpp ist treu. Er hält Wort und er hält durch. Er knickt nicht ein bei Widerständen, er kämpft. Er ist klug und listig, er ist ein echter Schwabe. Mit seiner Kraft und seinem Talent hat er unendlich viel für das Hospiz Stuttgart getan.

Ich danke Dir und wünsche Dir weiterhin Freude und Gottes Segen!

Elisabeth Kunze-Wünsch, Pfarrerin i.R. und Lehrsupervisorin (DGfP), Gesamt-leiterin des Hospiz Stuttgart, 2012–2019

von Marion Ebach

Seit Juli 2016 bin ich bei der Evangelischen Gesamtkirchengemeinde als Fundraiserin tätig. Der Umbau der Villa Wittmann zum Kinder- und Jugendhospiz war zu diesem Zeitpunkt bereits in vollem Gange. Federführend durch die Initiative des Fördervereins, vertreten durch Herrn Martin Klumpp als Vorsitzendem. Ohne ihn würde es das Kinder- und Jugendhospiz sicher nicht geben. Zum ersten Mal erlebt habe ich Herrn Klumpp 2016 beim Richtfest des Kinderhospizes und seine Rede ist mir in bleibender Erinnerung geblieben. Das Jackett mit leeren herausgestülpten Taschen tragend. Souverän, charmant, mit viel Witz und Freude stand er auf der Bühne und warb um weitere Spenden für das Kinderhospiz. Und ich dachte damals: »von dem kann ich noch was lernen«.

Im November 2017 wurde das Kinderund Jugendhospiz eingeweiht. Seit dem Jahr 2018 unterstütze ich das Hospiz und den Förderverein beim Spendeneinwerben. Viel habe ich in dieser Zeit von Herrn Klumpp lernen können, denn er beherrscht das Fundraising-Einmaleins perfekt. Unzählige gemeinsame Führungen und Spendenübergaben mit Foto hatten wir in den vergangenen Jahren und kaum einer erzählt besser und anschaulicher über das Kinder- und Jugendhospiz. Seine Erfahrungen als Seelsorger und Prälat sind hier von unschätzbarem Wert. Seine Spendendankesschreiben sind immer wunderbar und einfühlsam geschrieben. Man erzählt sich sogar, dass es Spender gibt, die nur regelmäßig spenden, weil sie sich so sehr auf den Brief von Herrn Klumpp freuen. Was das Fundraising betrifft, sind

wir immer einer Meinung. Nur einmal gab es eine Meinungsverschiedenheit. 2019 beim gemeinsamen Spätzleschaben im Schwarzwald beim Klausurtag. Aber geschmeckt haben die Spätzle allen am Ende sehr gut.

Ich gratuliere Herrn Klumpp ganz herzlich zu seinem Jubiläum und danke ihm sehr für seinen unermüdlichen Einsatz, seine vielen Kontakte und die vielen Stunden, die er ehrenamtlich als Fördervereinsvorsitzender einbringt.

Marion Ebach, Fundraising Hospiz Stuttgart, Dezember 2020



Foto: Andreas Langen

Martin Klumpp zugeeignet: Predigt zur Eröffnung des stationären Kinder- und Jugendhospizes Stuttgart

von Dekan Eckart Schultz-Berg

Liebe Gemeinde.

wir eröffnen an diesem Wochenende das erste stationäre Kinder- und Jugendhospiz in Baden-Württemberg, Der Evangelische Kirchenkreis Stuttgart ist Träger dieses Hauses. Es ist ein Haus des Lebens. das wir eröffnen! Kinder und Jugendliche. die an einer lebensbegrenzenden Krankheit leben, sollen dort eine Heimat finden. Das Haus ist in einer wunderschönen alten Villa untergebracht, oben in der Diemershalde hinter dem Eugensplatz.

Viele von uns erschrecken, wenn sie das Wort Hospiz hören und erst recht das Wort Kinderhospiz. Doch wussten Sie, dass in Hospizen auch gelacht wird? Sicher, wenn man weiß, dass ein Leben deutlich begrenzt ist, zeigen sich Trauer, Wehmut und Schmerz. Doch es gibt auch Momente guter Gefühle, der spürbaren

menschlichen Wärme, der Nähe, ia auch des gemeinsamen Lachens. In einem Hospiz sind Menschen oft ganz nahe an ihren Gefühlen, Trauer und Wut gehören dazu. aber eben auch Zuversicht und Erleichterung, die sich Bahn brechen. Frau Prälatin Arnold hat dies schon zum Ausdruck gebracht in ihrem Grußwort zur Eröffnung am Freitag, indem sie das Gedicht »Sieben Leben möcht ich haben« von Albrecht Goes zitierte: »Sieben Leben möcht ich haben [...] eines für alles Erdenherzleid [...] Hab ein einzig Leben nur.«

Eine schwere, todbringende Krankheit in einer Familie bedeutet eine komplette Veränderung des Lebens. Nicht nur die Kinder und Jugendlichen selbst, sondern auch Eltern und Geschwister müssen mit dieser schweren Diagnose leben lernen und den Alltag meist völlig

neu gestalten. Meist muss ein Elternteil den Beruf aufgeben, die Geschwister müssen fortan Rücksicht nehmen. Das Leben organisiert sich um das erkrankte Kind. Diese Familien begleitet das Kinderhospiz. Eine solche Begleitung geht meist über einen längeren Zeitraum, meist über Jahre. Vielleicht haben Sie im SWR kürzlich die Sendung über eine Familie hier aus der Region gesehen – der Beitrag kam mehrmals – eine Familie mit zwei demenzkranken Mädchen, Anna und Marie. Die beiden Mädchen verlieren - so wie wir es manchmal von betagten Menschen kennen – zunehmend ihr Gedächtnis. Das ist ein schleichender Prozess, irreversibel. Ja, das gibt es, wie auch andere Erkrankungen der Neurologie, des Stoffwechsels oder auch Krebs bei Kindern.

Ich habe mir lange überlegt, welcher biblische Text zu uns sprechen kann anlässlich der Eröffnung eines Kinderhospizes. In der Schriftlesung haben wir vorher ja schon gehört, dass Jesus sich den Kindern besonders zuwendet: »Lasset die Kinder zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn ihrer ist das Himmelreich,« (Mk 10.14) Als Predigttext habe ich nun die Erzählung von Jesus und der samaritischen Frau am Brunnen ausgewählt: »Jesus reicht ihr lebendiges Wasser, das in das ewige Leben guillt.« (Joh 4,14) Schauen wir uns die Erzählung aus dem Johannesevangelium näher an.

(1) Zunächst einmal wirft sie die Frage nach »rein oder unrein« auf. Wer ist würdig vor Gott? Eine Samaritanerin galt damals aus jüdischer Sicht als unrein. Sie hatte keinen Zugang zu Gott, Jesus korrigiert diese Auffassung: Auch eine samaritische Frau ist würdig, dass Gott sich ihr zuwendet. Jesus überschreitet hier althergebrachte Grenzen und macht deutlich: Gott wendet sich allen zu. Das gilt übrigens auch für das neue Kinderhospiz. Wir schauen nicht nach groß oder

klein, dick oder dünn, fromm oder weltlich, einheimisch oder zugewandert, arm oder reich. Wir schauen nach der Not der Kinder, das ist das, was zählt. Die Not in den betroffenen Familien ist oft groß. Viele Klinikaufenthalte und die aufwendige Pflege zu Hause fordern alle Kräfte. Dort wollen wir mit dem stationären Kinderhospiz ansetzen.

(2) Zum zweiten: Was stellt Jesus der samaritanischen Frau nun in Aussicht? Er bietet ihr lebendiges Wasser an. Ich wandere in Gedanken in die Heimat Jesu. nach Israel. Sie alle kennen das Tote Meer. Das Tote Meer hat keinen Ausgang. Das Wasser steht ab, verdunstet und versalzt. Zum Baden mit einer Zeitung in der Hand ist das ein besonderes Erlebnis, aber Leben ist dort keines mehr in diesem Wasser, Und dann gehe ich in Gedanken hoch zur Jordanguelle. Sie entspringt an der Grenze zum Libanon am Fuße des Hermongebirges. Der Jordan ist dort ein munteres Bächlein, das sprudelt und über Stromschnellen springt. Er fließt dann in den See Genezareth und schließlich durch den Jordangraben ins Tote Meer. Jesus ist

worden. Dort das tote, schale Wasser und hier das lebendige Wasser. Das Wasser ist hier ein Bild für das Wort Gottes, Jesus sagt, ich reiche dir etwas, was dein Leben lebendig macht. Ich reiche dir die Verhei-Bungen Gottes für dein Leben. Sie machen dein Leben reich. Ich hatte eingangs gesagt: Wir eröffnen ein Haus des Lebens. Es geht darum, auch die Tage eines verkürzten Lebens zu wertvollen Tagen zu machen, zu Tagen, die von allen, von den betroffenen Kindern und Jugendlichen, von den Eltern und von den Geschwistern als lebenswert erachtet werden. Lebenstage wertvoll zu machen, das ist etwas, was uns eigentlich alle angeht, ob gerade gesund oder gerade leidend. Angesichts der körperlichen Einschränkungen und begrenzten Lebensjahre bekommt dies nochmals besondere Bedeutung. Wie kann man ein Leben gestalten, dass es als wertvoll erlebt wird? Dazu gehören viele pflegerische Hilfestellungen, Physiotherapie und Ergotherapie, dazu gehört aber auch Begleitung in Pädagogik und Seelsorge. Das wollen wir im Kinderhospiz den betroffenen Familien zur Verfügung stellen.

von Johannes mit Jordanwasser getauft

Wie kann man ein Leben gestalten, dans es als wertvoll erlebt wird?

(3) Kommen wir zu einem dritten Aspekt des Textes: Jesus reicht der Frau am Brunnen ein besonderes Wasser, Er reicht lebendiges Wasser, das in das ewige Leben guillt: »Wer von diesem Wasser trinkt, den wird in Ewigkeit nicht mehr dürsten«, sagt Jesus. Der Text nimmt für mich eine sehr wertvolle Wendung. Wir erahnen, da ist etwas, das über das irdische Leben hinausreicht. Sicher, da ist die Gestaltung des Hier und Jetzt, auch für diese Frau am Brunnen. Sie wird nach diesem Gespräch mit Jesus weiter ihrem Alltag in ihrem Dorf nachgehen - vermutlich verändert von dieser Begegnung, aber weiter im alltäglich Irdischen.

Doch da scheint noch etwas Anderes auf: Eine Welt über das Irdische hinaus. Das irdische Leben geht über in eine Lebendigkeit bei Gott. Diese Perspektive, diese Zuversicht, diese Zusage, die halte ich für ganz wesentlich. Jesus deutet darin an: Wir steuern nicht auf das Nichts zu, auf ein Ende, ein schwarzes Loch, eine tiefe Grube, sondern all unser Mühen im Hier und Jetzt ist nicht vergeblich, denn es führt in ein Dasein bei Gott - welcher Gestalt auch immer. Wir

sind Gottes Kinder im Leben und im Tod! Das Bild des Wassers spricht mich dabei

persönlich sehr an: Das Wasser quillt in das Ewige. Da ist keine harte, scharfe Linie oder Kante, keine klare Trennung, sondern da ist ein Übergang, so wie Wasser unter einer Tür durchsickert, über eine Mauer schwappt oder über ein Ufer tritt. So leben wir im Hier und Jetzt unser Leben. aber es gehört immer ein Stück weit die zukünftige Welt bei Gott dazu: der Tod und die Perspektive danach. Mit dieser Situation müssen die betroffenen Familien auf besondere Weise leben – eigentlich müssten wir alle mit diesem Blick auf die einstige Ewigkeit leben! Doch das mögen wir nicht gerne. Oberbürgermeister Fritz Kuhn hat am Freitag in seinem Grußwort zur Eröffnung darauf hingewiesen, dass unsere Gesellschaft den Tod aus der Mitte an den Rand gestellt hat. Wir versuchen relativ unbekümmert zu leben und blicken möglichst nur bis zu dieser Linie, der wir aber auch nicht allzu nahekommen möchten. Der Text aus dem Johannesevangelium leuchtet über diese Linie hinaus. Wie im Kegel eines Scheinwerfers sehen wir ein Stück weit in die ewige Welt Gottes hinein. Auch dort wird es Lebendigkeit geben, aber eben ganz anders als hier. Da ist nicht nur Tod, sondern lebendiges Wasser, Die biblischen Texte eröffnen immer wieder solche Lichtblicke über die Linien unseres Lebens hinaus. Wir sehen die Verheißungen Gottes. Das ist nicht ohne Wirkung. Der Blick auf Gottes Welt wirkt wieder zurück. Wir nehmen unser irdisches Leben sehr viel bewusster und intensiver wahr.

Mit dem Tod ist viel Angst verbunden, das ist natürlich und menschlich. Doch wenn wir hinschauen, wird diese Angst weniger. Das sage ich nicht nur wegen des Anlasses der Eröffnung des Kinderhospizes, sondern auch weil wir heute Volkstrauertag haben und des vielen Leides durch Krieg und Gewalt in der Welt gedenken. Hinschauen ist viel besser als Wegschauen und Verdrängen. Die Endlichkeit gehört zum Leben. In einem Kinderhospiz können sie diese Frage nicht auf die Seite schieben. Die Familien müssen damit rechnen, dass ihr Kind früher als seine Altersgenossen sterben wird. Das ist sehr schmerzlich und wirft viele Fragen auf. Auch Hadern »

Kinder und Jugendliche bis 27 Jahre können im neuen, stationären Kinderhospiz nun zu einem Aufenthalt kommen – bis zu 28 Tage im Jahr. Die Eltern können mitkommen und entweder im Zimmer mit den Kindern oder in einem Elternappartement wohnen – ebenso die Geschwister. Man kann kommen, weil die Erschöpfung zu Hause zu groß geworden ist, es kann aber auch eine konkrete Notlage sein, z.B. eine Operation der Mutter. Und nach dem Aufenthalt betreuen wir dann mit Hilfe vieler Ehrenamtlicher ambulant weiter – im Verbund mit anderen wichtigen Diensten und Einrichtungen

der Kinderkrankenpflege, besonders natürlich dem Kinderkrankenhaus Olgäle.

Die Verheißungen Gottes sind ein Kraftquell für das Leben. Prälat i.R. Martin Klumpp, unser Fördervereinsvorsitzender, hat in seiner Predigt am Freitag zur Eröffnung vor der Stadtöffentlichkeit gesagt: Das neue Kinderhospiz soll ein »Kraftquell- Haus« sein. Bei aller Nachdenklichkeit und Betroffenheit über den Tod von Kindern und Jugendlichen soll in diesem Haus auch Zuversicht und Hoffnung sein, soll und wird auch Lachen und Fröhlichkeit sein – ganz eben wie der Augenblick ist, in dem man gerade lebt und empfindet. »Das Wasser, das ich euch geben werde«, spricht Jesus, »das wird in euch eine Quelle des Lebens werden, das in das ewige Leben quillt.« Amen.

Dekan Eckart Schultz-Berg, Predigt gehalten im Rahmen der Feierlichkeiten zur Eröffnung des stationären Kinder- und Jugendhospizes in der Stiftskirche Stuttgart am Sonntag, November 2017 Foto S.75: Panoramablick stationäres Kinderund Jugendhospiz Stuttgart



oto: C. Steeneck

(05)

Ein ethisch herausforderndes Jahr

Ethisch relevante Fragen im Jahr der Pandemie 2020

von Manfred Baumann

Am Aschermittwoch hatte das Bundesverfassungsgericht seine mit Spannung erwartete Entscheidung über die geschäftsmäßige Förderung der Selbsttötung verkündet. Das Gericht erklärte das Verbot der geschäftsmäßigen Förderung der Selbsttötung für verfassungswidrig und hob damit das 2015 in Kraft getretene Gesetz auf. Das Beben, das dieses Urteil auslöste, war nur von kurzer Dauer und wurde rasch von einem lebensbedrohenden Virus verdrängt. Es begann die Zeit des ersten Lockdown und damit traten andere ethische Fragen in den Vordergrund und ein anderes ethisches Paradigma. Während das Urteil von Karlsruhe vor allem individualethisch vom Wunsch nach Selbstbestimmtheit her begründet worden war, wurden nun im Rahmen eines Notfallszenarios individualethisch begrün-

dete Bedürfnisse sozialethisch begründeten Notwendigkeiten untergeordnet. Der Schutz der Gemeinschaft und darin der Schutz der älteren Mitbürger*innen wurden über den Schutz der individuellen Wünsche aller Bürger*innen gestellt. Nicht ohne Widerstand – bis heute. Denn die Bürger*innen wurden in ihrer Bewegungsund Entscheidungsfreiheit eingeschränkt.

Von der Schwierigkeit eines gut begründeten Handelns in Zeiten einer Pandemie

Mit dem Schutz der schwerstkranken und älteren Menschen wurden diese zugleich isoliert. Der Lebensschutz wurde über die Notwendigkeit sozialer Nähe gestellt, die für die hospizliche Arbeit so wichtige Moral der Nähe durch die Moral der Distanz ersetzt. In den Jahresberichten wird das eindrücklich geschildert. Die Konsequenzen dieser Verschiebung in unserer Gesellschaft: einsame Menschen wurden noch einsamer, viele Menschen starben ohne ihre Angehörigen, Trauernde konnten nicht in der Weise von ihren geliebten Menschen Abschied nehmen, wie das für sie wichtig und richtig gewesen wäre. Familien mit einem schwer kranken Kind konnten kaum mehr auf entlastende Angebote zurückgreifen. Ihre Not wurde durch das isolierende Handeln während der Pandemie noch größer.

Eine Flut von Verordnungen ergoss sich über die Einrichtungsleitungen und über die Leitungen der Bereiche. Das Szenario des Notfalls ging und geht einher mit Unsicherheit, Ängsten und Überforderung. Was kann in einer solchen Situation richtig sein? Was können wir im Rahmen unse-

res Auftrags verantworten? - Wir haben in der Krise gelernt: es gibt kein richtig oder falsch, sondern nur aut begründetes Handeln, das immer mit Risiken behaftet bleibt. Dürfen wir auf den Stationen Besucher*innen zulassen? Gefährden wir dadurch nicht die Gäste und die Mitarbeiter*innen? Wir hatten uns dafür entschieden: Besuche durften sein – nicht aber so frei wie gewohnt, die Türen geschlossen und von vielen schützenden Regeln und Maßnahmen gerahmt. Das kratzte sehr an uns und unserem Gefühl, unsere hospizliche Haltung nicht in gewohnter Weise leben zu dürfen, die sich grundsätzlich an den Bedürfnissen der Gäste orientiert. Es bedeutete, Schutzregeln in unsere Haltung zu integrieren und auf diese Weise unsere Haltung als veränderte Haltung zu bewahren und eben nicht aufzugeben. Das ist uns gelungen – aber eben nur unter Inkaufnahme eines »Restrisikos«. Es ist uns gelungen, inmitten des Regelhaften situativ angepasste Entscheidungen zu treffen. So konnte während des ersten Lockdown mit seinen Ängsten, Unsicherheiten, offenen und nicht gelösten Fragen eine Mutter, die Gast auf der

Erwachsenenstation war, mit ihren drei Kindern viel und wichtige Zeit verbringen und von ihren drei Kindern in der für sie wichtigen und richtigen Art und Weise Abschied nehmen. Trotz aller Einschränkungen. In den ambulanten Bereichen stellte sich die Frage: Dürfen wir unsere ehrenamtlichen Kolleg*innen weiterhin in Begleitungen schicken? Gefährden wir dadurch nicht unsere Kolleg*innen und die Begleiteten gleichermaßen? Was aber wäre die Alternative gewesen? Die Menschen allein zu lassen? Also wurde auch in den ambulanten Bereichen überlegt. wie unter Gewährleitung des größtmöglichen Schutzes für alle weiter begleitet werden könnte. Auch hier blieb ein Restrisiko, das nicht aufzulösen war. Auf vielfach neuen Wegen und auch weiterhin in persönlichen Begegnungen sind wir unserem Auftrag treu geblieben. Auch hier gibt es kein richtig und kein falsch, sondern nur gut begründetes Handeln, das mit Risiken behaftet bleibt und die Mitarbeiter*innen im Hauptamt und im Ehrenamt an ihre Grenzen gebracht hatte und noch immer bringt – im inneren und äußeren Aushandeln, welcher Weg der für mich und für uns am besten begründbare Weg ist.

Was in öffentlichen Diskussionen bisher kaum benannt wurde: die Vereinzelung der Institutionen. Jede Institution/jeder Träger musste einen Weg für sich finden - durch den Dschungel an Verordnungen, durch die Notwendigkeit und zugleich Unsicherheit der rechten Interpretation der ständig neuen Regeln und vor allem in der Frage, was der einzelne in dieser Krise verantworten kann. Lasse ich die Menschen allein? Was bedeutet das für den Schutz aller, deren Schutz mir aufgetragen ist? Was bedeutet es für die Sterbenden, ohne Angehörige sterben zu müssen? Was bedeutet es für die Pflegenden in den Krankenhäusern und in den Pflegeeinrichtungen, allein zu sein mit der Verantwortung für schwerstkranke und sterbende Menschen? Die Mitarbeiter*innen vor Ort mussten ja Angehörige ersetzen, die sie nicht ersetzen konnten. Die Einrichtungsleitungen hatten es sich nicht leicht gemacht. Sie mussten für sich verantworten, was sie verantworten konnten. Auch hier gab es kein richtig und kein falsch, sondern nur gut begründetes

Es gibt kein richtig oder falth, sondern nur gut begründetes Handeln, das mit Risiken behaftet bleibt. Was bedeutet ein vermeintlich telbstbestimmtes Sterben?

Handeln, das mit Risiken behaftet bleibt in diesem Fall des Risikos sozialer Distanz zum Schutz des Lebens der anderen.

Fragen einer gerechten Verteilung knapper Ressourcen im Gesundheitswesen

Neben der Frage nach der Verhältnismäßigkeit der getroffenen Entscheidungen und der schützenden Maßnahmen, die m.E. ohne die Frage nach dem Verantwortbaren gar nicht gestellt werden darf, bedrängten und bedrängen Fragen der Verteilungsgerechtigkeit die in der Gesundheitsversorgung Verantwortlichen. Fragen der Allokation im Gesundheitswesen sind Fragen der gerechten Verteilung begrenzter Ressourcen im Gesundheitswesen. Virulent ist diese Frage schon lange angesichts der Ökonomisierung unseres Gesundheitswesens und auch angesichts des Pflegenotstands, der zur Frage einer gerechten Verteilung der Pflegenden innerhalb der Institutionen des Gesundheitswesens führte und zur Einführung von Personalbemessungsinstrumenten und zur Definition von Personaluntergrenzen für definierte Bereiche. Diese schon lange virulenten Fragen stellen sich angesichts der Pandemie neu und mit noch höherer Brisanz, weil sie ausnahmslos alle betrifft. Besonders lebensbedrohlich drängend zum Beispiel in Form der Frage nach der Notwendigkeit einer Triage: Wie können Beatmungsplätze gerecht verteilt werden? Wer darf das aufgrund welcher Kriterien entscheiden? Was bedeutet das für die Entscheidungsverantwortlichen? Oder am Beispiel der Schutzmaterialien. Wie kann die begrenzte Zahl an Schutzausrüstungen gerecht über die Einrichtungen verteilt werden? Und nun ganz aktuell am Beispiel der Frage nach Impfgerechtigkeit. Wie können die begrenzten Impfdosen gerecht verteilt werden?

Die Frage nach einem vermeintlich selbstbestimmten Sterben

Das sozialethische Paradigma ist sehr unangenehm spürbar dem individualethischen übergeordnet. Das löst Widerstand aus, weil wir es gewohnt sind, vermeintlich selbstbestimmt über unser Leben nachzudenken und zu entscheiden. Vermeintlich, weil die Idee der Selbstbestimmungsfähigkeit des modernen Menschen in Care-ethischer Perspektive eine Fiktion ist. Auch der vermeintlich selbstbestimmte Mensch ist immer in soziale Kontexte und Beziehungen eingebettet und auf diese angewiesen, so dass auch die Frage nach einem selbstbestimmten Sterben nicht aus diesen sozialen Bezügen herausgelöst werden kann.

Diese Frage ist am Ende des alten Jahres mit der TV-Verfilmung »Gott« von Ferdinand von Schirach zu neuem Leben erwacht und mit Beginn des neuen Jahres von Ulrich Lilie, dem Präsidenten der Diakonie Deutschland, den kirchlich Verantwortlichen und den Einrichtungen in kirchlicher Trägerschaft zur Beantwortung aufgetragen worden. Von Schirach fasst in seinem Theaterstück altbekannte ethische Argumentationslinien der Sterbehilfedebatte zusammen. Ulrich Lilie dagegen setzte eine Diskussion in Gang, in der er selbst zwar sehr vage bleibt und vor allem individualethisch argumentiert, die aber in kirchlichen Kreisen die eine wichtige Frage aufwirft – die nach der Begründung des Lebensschutzes. Weitere Fragen, die m.E. besondere Beachtung im Ringen um tragfähige Antworten

verdienen, die in meiner Wahrnehmung der Sterbehilfedebatte aber kaum gestellt werden, formuliere ich am Ende dieser kurzen Reflexion.

(1) Wie kann der Lebensschutz, der bei der Frage nach Sterbehilfe sehr grundsätzlich auf dem Spiel steht, ethisch begründet werden? Wie glaubwürdig kann das außerhalb rein normativer Setzungen gelingen? Kann es gelingen? Welches »Leben« ist gemeint – das Leben an sich oder das Leben, wie es sich mir als noch sinnvolles Leben bietet?

(2) Wie selbstbestimmt ist ein Mensch im Sterben angesichts seiner grundsätzlich sozialen Verfasstheit? Was bedeutet ein vermeintlich selbstbestimmtes Sterben? Die Frage nach dem selbstbestimmten Sterben ist so dominant geworden, dass sich mit der Frage auch das Verständnis von Selbstbestimmtheit verengt hat. Selbstbestimmtheit kann – das wissen wir aus unseren Erfahrungen – aber mehr bedeuten als nur die letzte Entscheidung über den gesetzten Zeitpunkt meines geplanten Lebensendes. Selbstbestim- » mung umfasst ebenso letzte Wünsche, das Recht auf lebensbeiahende Kontexte und die Erfahrung, mich auch bei aller Einschränkung und Angewiesenheit noch als selbstwirksam erleben zu dürfen.

82

(3) Angesichts der Dominanz der Frage nach dem selbstbestimmten Tod, die nicht die Frage der Mehrheit der Schwerstkranken und Sterbenden ist, gerät das Sterben der Mehrheit der Menschen in Deutschland schnell aus dem Blick – das Sterben in Krankenhäusern und in Pflegeeinrichtungen, das die Hintergrundfolie des Wunsches nach einem selbstbestimmten Sterben bildet. Um bessere Rahmenbedingungen für Schwerstkranke, Sterbende und Trauernde ringend ist die Hospiz- und Palliativbewegung in den 60er-Jahren entstanden. Es ist viel erreicht worden. Dennoch begleiten uns auch heute noch Altersbilder und Rahmenbedingungen, die wenig Lust aufs eigene Alter machen, sondern uns das Fürchten lehren, wo sie von der Last der Abhängigkeit, der Last für andere, von schlimmen Zuständen in den Pflegeeinrichtungen medial aufbereitet berichten und nun auch ständig vom

Pflegenotstand, der wahrlich nicht neu ist, aber angesichts der Pandemie nun sehr plötzlich alle betrifft. Die Hospizbewegung so sehr in Stellung gegen den assistierten Suizid zu bringen, geht m.E. an der eigentlichen Frage vorbei: Wird es uns gelingen, angesichts der Schreckensbilder eines abhängigen Sterbens lebensbeiahende Kontexte im Rahmen einer Caring-Community-Bewegung in Deutschland zu etablieren? Damit andere Bilder entstehen und Vertrauen in eine menschenwürdige Betreuung im Sterben wachsen können.

Die Frage nach einem selbstbestimmten Sterben ist eine wichtige Frage, auf die wir im hospizlichen Kontext eine Antwort finden müssen. Diese individualethisch begründete Frage darf aber nicht ablenken von dem sozialethisch begründeten Recht der schwerstkranken, sterbenden und trauernden Menschen auf lebensbejahende Kontexte. Im Nachdenken über den Umgang mit Todeswünschen möchte ich deshalb vor aller persönlichen Entschiedenheit einzelner Akteur*innen dazu einladen, sich in aller

Offenheit damit auseinanderzusetzen was an gesellschaftlich orientierendem Denken schon immer hinter dieser Frage liegt und was die Frage der Assistenz für das soziale Umfeld bedeutet. Fine individualethische Verengung muss m.E. an dieser Stelle eine Weitung erfahren: sozialethisch ist das die Frage nach der Moral der Nähe, in der wir uns ganz konkret befinden, wenn wir mit Menschen mit Todeswünschen umgehen, die uns mit ihrem Wunsch zum Gegenüber machen, dem sie sich anvertrauen, und die uns damit in die Verantwortung einer Antwort bringen. An das Ende der Festschrift stelle ich deshalb einen Aufsatz über den Umgang mit Todeswünschen, der vor aller Entschlossenheit zur Reflexion anregen soll und zur Einsicht, dass vor der Frage nach dem selbstbestimmten Sterben andere Fragen im gesellschaftlichen Diskurs bereits entschieden wurden, die unser Denken, Fühlen und Handeln immer schon beeinflussen und unser Denken lenken. Den Aufsatz darf ich mit freundlicher Genehmigung des Verlags »der hospiz verlag« an dieser Stelle abdrucken.

»Ich will sterben«. Reflexionen über Todeswünsche und assistierten Suizid im Kontext hospizlicher Praxis

Eva M. richtet diese Worte an mich. während wir im Garten des Hospizes sitzen: »Ich will sterben.« Sie spricht diese Worte ruhig aus. Am Ende ihres Lebens würde sie ihr Sterben am liebsten selbst in die Hand nehmen. Ich möchte ihren Wunsch verstehen und ihre Gründe hören. bevor ich antworte. Eva ist verheiratet, sie hat zwei Kinder, 11 und 13 Jahre alt. Sie wolle ihrer Familie nicht länger zur Last fallen. Indem Eva mir ihren Todeswunsch anvertraut, ruft sie mich in Verantwortuna. Mit Worten, die möglicherweise die Ritte um Assistenz enthalten und damit auf die Möglichkeit einer gesellschaftlich befürworteten Praxis verweisen. Evas Worte sollen Anlass sein, um im Folgenden in einem sehr persönlichen Wunsch zugleich das Allgemeine von Todeswünschen zu entdecken.

Bedeutung, Funktion und Gründe von Todeswünschen verstehen

Der Wunsch zu sterben ist nicht zwingend ein suizidaler Wunsch nach einem vorzeitigen Tod. Die S3-Leitlinie Palliativmedizin schlägt deshalb ein weit gefasstes Verständnis von Todeswünschen vor: »... von der Akzeptanz des Todes im Sinne von Lebenssattheit, dem Hoffen auf baldigen Beginn des Sterbeprozesses mit oder ohne Wunsch nach Beschleunigung bis hin zur akuten (bewusst geplanten) Suizidalität mit einem zunehmenden Handlungsdruck, je drängender und akuter der Wunsch nach selbst herbeigeführtem Sterben ist.« (Leitlinie, 415) Todeswünsche können direkt ausgesprochen werden oder möglicherweise auch in einem bestimmten Verhalten Ausdruck finden. beispielsweise im Sammeln von Medika-

menten, im Rückzug aus sozialen Beziehungen, im Reduzieren von Nahrung und Flüssiakeit. Bedeutung und Funktion von Todeswünschen erschließen sich aus der Situation und vom Kontext her:

- Bin ich bereit, das Sterben zuzulassen?
- Bin ich verzweifelt und möchte mein Leid beendet haben?
- Behalte ich lieber die Kontrolle. als diese im Sterben aufzugeben?
- Möchte ich anderen nicht zur Last fallen?
- Wünsche ich eine zugewandte Begleitung? (Leitlinie, 424)

Häufig zeigt sich in Todeswünschen die Ambivalenz des Hoffens auf einen baldigen Tod und des gleichzeitigen Hoffens auf mehr und ein anderes Leben. Schwerstkranke »Menschen, die den Wunsch zu sterben äußern, wünschen nicht zwingend den sofortigen eigenen Tod, sondern oftmals das Ende einer [für siel unerträglichen Situation.« (DGP 2015. 9) Das heißt, so nicht mehr leben zu wollen. Ein Todeswunsch kann stabilisierend wirken, denn es gibt eine Exit-Strategie: einen hypothetischen Fluchtplan. Sich notfalls das Leben nehmen zu können – als Antwort auf Ängste vor einer unsicheren Zukunft –, ist die häufigste Form des Todeswunsches. »Die Sterbephase wird vom Patienten als schmerzhaft und würdelos antizipiert und der Suizid als beste Option angesehen für den Fall des Eintretens der Befürchtungen.« (Leitlinie, 417) Todeswünsche sind daher nicht reflexhaft als Handlungsaufforderung zu verstehen. (DGP 2019, 3)

Gründe sind für schwerstkranke und sterbende Menschen entweder eine aktuelle Leiderfahrung und/oder die Furcht vor unerträglichem Leid, das sich in vielen düsteren beängstigenden Bildern zeigen kann (Leitlinie, 422ff.):

- Einsamkeit; für andere nicht mehr bedeutsam sein; Angst, am Lebensende und im Sterben allein gelassen zu werden.
- Fortschreitender Verlust der Möglichkeit zur Selbstbestimmung und Selbstwirksamkeit bei zunehmender Abhängigkeit von anderen; Funktionsverluste von Körper und Geist; Verlust der körperlichen Integrität; Angst, hilflos und anderen eine Last zu sein. Dies alles wird als drohender Verlust von Würde verstanden.
- Angst, Technik und Menschen ausgeliefert zu sein in einem »sinnlos in die Zukunft hinein verlängerten Leben, an Apparaten hängend, durch Beatmungsmaschinen am Leben erhalten.« (Klie/Student, 29)
- Hoffnungslosigkeit; Aussichtslosigkeit: Lebenssinn/Glauben verlieren.
- Die Unverfügbarkeit des Zeitpunkts des eigenen Todes und der Art des Sterbens verbinden sich mit Bildern des Schreckens vom Lebensende: »Bilder des Dahinsiechens und einsamen Sterbens in einem Pflegeheimzimmer« (Brysch, 16); Wissen um Pflege-

notstand, Kostendruck im Gesundheitswesen und Versorgungslücken im Pflege- und Gesundheitssystem.

Wir werden aufgefordert, uns in gesunden Tagen mittels Patientenverfügungen mit unserem Lebensende zu beschäftigen, damit ausweglose Situationen am Ende des Lebens gelöst werden können. Wir sollen unser Sterben planen, weil wir weder auf die Menschen in der Medizin noch auf nahestehende Menschen vertrauen können. Diese Bilder haben sich verfestigt. »Diese Ängste signalisieren [...], dass verbreitet Vertrauen fehlt, in Institutionen, in die Professionellen, in die Familien und allgemein in die Solidaritätsfähigkeit unserer Gesellschaft.« (Klie/Student, 31) Wo aber Vertrauen aufgrund alternativer Bilder fehlt, werden Verletzlichkeit und Abhängigkeit zur großen Bedrohung, »Wenn das Sterben nicht in das Grundvertrauen eingebunden ist, dass für mich gut gesorgt ist, kann Angst Raum greifen.« (Klie/Student, 30) Wenn Ängste und Sorgen übermächtig sind, braucht es einen Ausweg.

Vorm Sprechen und Handeln: Hören und Haltung

Eva sieht ihre Würde verletzt. Sie hat das Gefühl, ihrer Familie eine Last zu sein, ihnen die Last ihres Weiterlebens aufzubürden. Sie leidet darunter, in allem, was sie tut, von anderen abhängig zu sein, sie fürchtet sich vor jeder Verschlechterung ihres Zustands. Wir sprechen darüber, was Würde für sie bedeutet – die Würde eines gelebten und noch zu lebenden Lebens. Eine sorge-ethische Perspektive kann die eigene Haltung in einem solchen Gespräch klären helfen. (Baumann/Kohlen, 97)

»Caring about«

Am Anfang der Begegnung steht meine Ansprechbarkeit für den anderen (Caring about) – für Evas Not in den Worten »ich will sterben«. Bin ich achtsam? Nehme ich den Todeswunsch wahr und bin bereit, mich auf Eva und ein Gespräch mit ihr einzulassen? Möglicherweise ist der Todeswunsch aktuell ihr wichtigstes Thema und damit ihre Einladung an mich zum offenen Gespräch über ihre Ängste, Sorgen und Nöte. Todeswünsche zu äu-

Bern, kann ein Versuch sein auszuloten, ob sich das Gegenüber auf existenzielle Fragen einlassen kann, und ist damit die Suche nach einem Gegenüber.

»Caring for« bedeutet

Ich lasse mich von Eva ins Gespräch einladen. Ich nehme die Verantwortung an: Du bist mir nicht egal. Ich nehme deine Äußerung als Zeichen des Vertrauens. Du traust mir zu, dass ich das gemeinsam mit dir aushalte. »Aushalten des Leides bedeutet, ohne eine Antwort darauf geben zu können oder gar den Todeswunsch zu beurteilen« (Leitlinie, 429), ihn nicht auflösen zu wollen und ohne Handlungsdruck zu sein. Meine Verantwortung darf Grenzen haben. In einem solchen Gespräch bin ich immer auch verantwortlich und achtsam für mich selbst, indem ich prüfe, welche Gefühle und Impulse in mir dominant sind: Will ich, damit es mir besser geht, die Not am liebsten auflösen? Leide ich mit dem anderen mit, leide ich an seiner Not und verliere dabei das Gefühl für meine eigenen schützenden Grenzen? Fühle ich mich mächtig oder ohnmächtig

und möchte deshalb helfen? Obwohl ich weiß, dass keine Handlung ohne Folgen bleibt, dass andere und ich selbst damit weiterleben müssen? Bleiben schale Gefühle zurück, wenn ich die Not des anderen nicht auflösen kann? Entlastet mich die offene Kommunikation innerhalb des Behandlungsteams und die institutionelle Rahmung, dass in der Hospizarbeit und Palliativversorgung die Hilfe zum Leben als Angebot wichtig ist, nicht Hilfe zum Sterben? (DHPV, 17)

»Care-giving«

Ein offenes Gespräch über die Gründe für einen Todeswunsch können möglicherweise neue Handlungsoptionen eröffnen. (Leitlinie, 430) Gibt es Angebote und lebensbejahende Kontexte, die das Vertrauen in die Zukunft stützen können?

(1) Welche Möglichkeiten der sorgenden Unterstützung zur Leidenslinderung können dem anderen – jenseits eines Suizids – angeboten werden? Ist alles gut bedacht – somatisch, psychisch, sozial, spirituell und biografisch? Kann offen

Die Würde eines Mentshen entsteht im Dialog, im Gespräch und in der Interaktion.

Klie/Student, 99

über Grenzen palliativer Behandlungsmöglichkeiten der Leidenslinderung gesprochen, können tragfähige Lösungen angeboten werden?

(2) In der sehr persönlichen Erzählung über den dreifach geäußerten Wunsch einer Freundin nach Sterbehilfe beschreibt Heribert W. Gärtner Lebenskontexte, die ihr die Kraft zum Weiterleben gaben und also »eine antisuizidale und damit lebenstherapeutische Wirkung« (Gärtner, 79) hatten: Die Freundin war von Beginn der Krankheit an bis an den Tod stets an Orten, an denen sie sich wohl und geborgen fühlte. Noch bis kurz vor ihrem Tod konnte sie sich durch Arbeit und Hobbies selbst als wirksam erleben. Außerdem hatte sie viele helfende Menschen bis an den Tod. Solche, die verstanden, und solche, die auch praktisch anpacken konnten. Das war für sie im »Angesicht des Todes die Erfahrung von basaler Zugehörigkeit.« (Gärtner, 84)

»Care-receiving«

Im Care-receiving wird bedacht, ob und wie der andere auf meine Sorge reagiert (Resonanz). Als Gegenüber habe

ensvolle Beziehung, die ein offenes Gespräch ermöglicht und getragen ist von gegenseitiger Wertschätzung und Respekt. Der andere erhält und nutzt den Raum, über Todeswunsch, Bedürfnisse, Ängste und Sorgen sprechen zu dürfen. (DGP 2019, 2) Ein solches Gespräch kann entlasten und einen Teil der Isolation auflösen (Klie/Student, 107), weil der andere den Wunsch zu sterben denken und aussprechen darf. »So stellt sich Würde her: im sozialen Miteinander. Ich fühle mich wahrgenommen in meiner Einzigartigkeit, als Person gefragt und von Bedeutung. Die Würde eines Menschen entsteht im Dialog, im Gespräch und in der Interaktion.« (Klie/Student, 99) Ziel ist nicht, die Not weg zu erklären und den Todeswunsch aufzulösen. Dennoch ist die Erfahrung der Hospiz- und Palliativarbeit und damit Ausdruck von Resonanz auf ein offenes achtsames Gespräch: »Existentielle Fragen zu erörtern und Aspekte menschlicher Würde im Gespräch mit schwerst Kranken und Sterbenden zu beachten, fördert [...] ein Erleben, das Wünsche relativiert und mindert, be-

ich mich einladen lassen in eine vertrau-

sonders rasch und evt. auch durch eigene Hand zu sterben.« (Leitlinie, 436)

Die »vergessenen« Suizidassistent*innen

»Das Bundesverfassungsgericht spricht vom selbstbestimmten Sterben, das Dritte in den eigenen Sterbewunsch mit hineinziehen darf. Das Gericht spricht nicht davon, was den im Urteil so genannten Suizidassistent*innen damit – auch wenn sie dies freiwillig tun - zugemutet wird bzw. was sie sich damit selbst zumuten.« (Baumann 2020, 1) Gerade angesichts der »Erfahrung, dass jeder Suizid eines Menschen für sein soziales Umfeld ein einschneidendes Erlebnis darstellt, das dauerhaft nachwirkt.« (Ethikrat Trier, 14) In den Debatten um die Legalisierung des assistierten Suizids stehen sich zwei Lager von Ärzt*innen gegenüber.

(1) Diejenigen, die sich aufgrund ihrer Fachlichkeit sowie des zu erhaltenden Vertrauens hilfesuchender Patient*innen für eine Assistenz als Teil eines lebensbejahenden Auftrags aussprechen. (Borasio, 19)

(2) Diejenigen, für die eine Assistenz kein Teil ihres lebensbejahenden Auftrags ist. Da ihre Fachlichkeit an den Zweck des Lebens gebunden sei, fürchten sie den Verlust ihres beruflichen Selbstverständnisses (DGP 2015, 4) und den Verlust des Vertrauens ihrer Patient*innen aufgrund der Ambivalenz des ärztlichen Auftrags am Lebensende. Sie befürchten einen Dammbruch im Senken der Schwelle für eine Bereitschaft zur Assistenz, wenn die Schwelle erst einmal überschritten wurde.

Was in den hochemotional geführten Debatten allerdings wenig Raum und Beachtung findet, ist die Frage, wie sich Suizidassistenz und das Ereignis eines Suizids emotional auf die Mitglieder eines Behandlungsteams auswirken, die beim Suizid assistieren oder ihn begleiten. DGP und S3-Leitlinie halten sich kurz: »Wenn ein Mensch sein Leben beenden möchte, so ist dies [...] auch für das Behandlungsteam spannungsvoll und belastend« (DGP 2015, 11) und »kann im professionellen Begleiter Gefühle, Erinnerungen und andere psychische Leidenszustände auslösen, die nicht im

Rahmen des kollegialen Austausches, von Supervisionen und Fallkonferenzen geklärt, verstanden und überwunden werden können.« (Leitlinie, 442)

Mit Besorgnis ist zu beobachten: Obwohl sich Fürsorge vom systemischen Anspruch einer Palliative Care her immer an schwerstkranken und sterbenden Menschen gemeinsam mit ihren Angehörigen orientiert, werden diese in den Debatten meist nur nebenbei erwähnt. Dabei sind sie zweifach von Bedeutung: immer als trauernde Angehörige und Hinterbliebene und möglicherweise auch als Suizidassistent*innen. Angehörige fühlen sich durch Todeswünsche belastet (Kremeike. 331), ihre Gefühle sind komplex: »Schuldgefühle, Verlustängste, Bestrafungs- und Todeswünsche.« (Leitlinie, 441) Harald Terpe warnt als Angehöriger vor Assistenz: »Man kann die Verantwortung für das eigene Sterben nicht einfach abgeben. Denn mit der Aufforderung zur Suizidhilfe holt man jemanden in die Verantwortung.« (DER SPIEGEL 27/2015, S. 54) »Was bedeutet es für assistierende Begleiter*innen, ›freiwillig‹ zu handeln angesichts der verzweifelten Erwartung eines Anderen,

von dessen Not sie sich ansprechen lassen und dadurch erst zum Handeln gedrängt werden: Sterbehilfe als Ausdruck extremer Not und Hilflosigkeit in der Begegnung zweier Menschen?« (Baumann 2020, 2) Macht nicht folgender Befund die Situation der Angehörigen noch brisanter, dass sich bei 20-25 % der Menschen, die um Hilfe zum Suizid bitten, depressive Symptome finden, die bei etwa 10-13 % »so ausgeprägt sind, dass sie die Freiverantwortlichkeit verhindern und daher dazu führen, dass die erbetene Hilfe verweigert wird?« (Borasio, 47) Können Angehörige das beurteilen? Besteht hier nicht die Gefahr, dass Angehörige ohne ein entsprechendes Wissen die Assistenz dann eben nicht verweigern und mit Suizidwilligen nicht nach Beratung und Alternativen suchen? Vor allem, da die Palliativversorgung noch nicht flächendeckend und bedarfsgerecht ausgebaut ist und damit »die personellen und strukturellen Gegenkräfte zum selbstgewählten Tod« (Gärtner, 85) fehlen. Angehörige fühlen sich allein gelassen. Unsere »Erfahrung aus Trauerbegleitungen ist, dass Menschen, die eng mit dem Verstorbenen verbunden waren, »

Ziel ist nicht, die Not weg zu erklären (...) an schwerer Schuld und Schuldgefühlen leiden können, wenn sie einem Suizid zugestimmt oder an seiner Durchführung beteiligt waren.« (Baumann 2020, 2)

Das Allgemeine eines Todeswunsches und die konkrete Not des Anderen

Wird das Urteil des Bundesverfassungsgerichts vom Aschermittwoch 2020, das das Verbot der geschäftsmäßigen Förderung der Selbsttötung für verfassungswidrig erklärte, zu einer gesellschaftlichen Normalisierung der Suizidhilfe führen? Gegner einer Legalisierung des assistierten Suizids befürchten, dass Suizide durch niederschwellige Angebote zu etwas Normalem werden könnten. (DHPV. 16) Dadurch könnte der soziale Druck wachsen, dass sich besonders verletzliche Menschen in unserer Gesellschaft als Last empfinden könnten, die ihr Weiterleben künftig rechtfertigen müssten. (Ethikrat Trier, 13) Eine gesellschaftliche Normalisierung des assistierten Suizids verändere den Umgang mit dem Leben so, »dass eine Gesellschaft ein Leben in Abhängigkeit, in Krankheit oder geprägt durch Leid als mit weniger Würde ausgestattetes Leben empfindet.« (Schnieder, 61) Die von Schnieder befürchtete Veränderung ist meines Erachtens aber nicht Folge, sondern Voraussetzung der Möglichkeit einer Debatte über die Legalisierung des assistierten Suizids. Sie ist Ausdruck eines Diskurses, dem das Leben als solches nicht mehr schützenswert scheint. Der Schutz des Lebens ist aufgegeben aus Furcht vor Bildern vom Lebensende, die uns erschrecken. Alternative Bilder vom Sterben, die Vertrauen in ein gut begleitetes Sterben schenken, die die Hospizbewegung von ihren Anfängen her in die Mitte der Gesellschaft bringen und dort verankern wollte, konnten nicht in ähnlicher Weise wirksam werden wie die beängstigenden und bedrängenden Bilder, die den Diskurs heute bestimmen und Voraussetzung für unser Nachdenken über die Möglichkeit einer Legalisierung des assistierten Suizids sind. Patientenverfügungen und Advance Care Planning sind Techniken, um sich am Ende des Lebens vor den Zugriffen einer übergriffigen Medizin zu schützen. Das Lebensende ein Horrorszenario, vor dem man sich schützen muss? Bilder von Vereinsamung, Siechtum und Pflege-

mangel stützen dieses Bild. Ist das selbstbestimmte und geplante Lebensende die Lösung? – Die Hospizbewegung ist als Gegenbewegung zur Debatte um aktive Sterbehilfe entstanden (Jordan, 206), weil sie eine andere Auffassung und Praxis des Umgangs mit besonders verletzlichem Leben in der Mitte der Gesellschaft verankern wollte und will. Ihr gilt das Leben eines Menschen als unverfügbar, das als ein stets wertvolles Leben zu schützen ist und nicht absichtlich verkürzt werden darf. Diese Haltung ist Orientierung und Grenze für Mitarbeiter*innen von Einrichtungen, die Menschen am Ende ihres Lebens begleiten.

Unser Denken, Fühlen und Handeln in Situationen größter Verletzlichkeit orientiert sich an persönlichen Erfahrungen und gesellschaftlich verbürgten Bildern, die unsere Erfahrung beeinflussen. Wenn ein Mensch einem anderen nicht zur Last fallen möchte, hat sich in seinem Denken diese Vorstellung bereits eingenistet, dass auf Pflege angewiesene Menschen zur Last fallen. Worte für einen Menschen, der den Wunsch zu sterben äußert, damit er nicht zur Last fällt,

sind nicht genug. Es braucht tragfähige lebensbeiahende Kontexte, in denen er sich geborgen und getragen erlebt und eben nicht als Last. Eine bedarfsorientierte ambulante und stationäre Palliativversorgung, die ihre Sorge vom verletzlichen Menschen her denkt und organisiert, setzt sich für lebensbejahende Kontexte ein. Nicht um Sterbewünsche zu verhindern, sondern weil schwerstkranke und sterbende Menschen ein Recht auf solche Kontexte haben, (Charta zur Betreuung schwerstkranker und sterbender Menschen) Der Palliative Care Ansatz fordert die Gesellschaft heraus, »den Sterbenden, ihren Angehörigen, aber auch den Professionellen menschenfreundliche Bedingungen zu bieten. Dies gelingt nur in gemeinsamer Anstrengung, in geteilter Verantwortung und in einer zivilgesellschaftlichen Grundhaltung« (Klie/Student, 177) und nur im Rahmen einer »Kultur der Wertschätzung eines Lebens unter Bedingungen von Pflege, schwerer Krankheit und Demenz.« (Hardinghaus, 44) Mit anderen Bildern für das Lebensende, die nicht nur medial vermittelt, sondern in eigener Anschauung

erfahren werden können. Denn nur der »Unterricht an den Sterbebetten« (Hilde Domin) lehrt uns zu vertrauen. Ehrliche Bilder, die um das manchmal Schreckliche von Sterben und Tod wissen und zugleich um ein Anderes, das durch das Dasein, das Sorgen und Aushalten ehrenamtlich und hauptamtlich begleitender und beratender Menschen gelingen kann: »dass wir Menschen auch in größter Not ein verlässliches Gegenüber sein dürfen und dass wir mit ihnen die Hoffnung teilen, dass ein würdevolles Leben, das sich Menschen bis zuletzt zutrauen, möglich ist.« (Baumann 2020, 3)

Baumann, Manfred (2020). »Ich will sterben«. Reflexionen über Todeswünsche und assistierten Suizid im Kontext hospizlicher Praxis. In: die hospiz zeitschrift palliative care 03/2020, S. 43-47.

Literatur

Baumann, Manfred/Kohlen, Helen (2018). »Zeit des Bezogenseins« als Merkmal einer sorgeethisch begründeten palliativen Praxis. In: Bergemann, Lutz/Hack, Caroline/Frewer, Andreas (Hrsg.) (2018). Entschleunigung als Therapie? Zeit der Achtsamkeit in der Medizin. Jahrbuch Ethik in der Klinik (JEK) Band 11. Verlag Königshausen & Neumann GmbH: Würzburg, S. 95-118.

Baumann, Manfred (2020). Stellungnahme des Hospiz Stuttgart zur Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts vom 26.02.2020, den § 217 StGB (Verbot der geschäftsmäßigen Förderung der Selbsttötung) für verfassungswidrig zu erklären. Manfred Baumann, Gesamtleiter des Hospiz Stuttgart, März 2020. hospiz-stuttgart.de/wp-content/uploads/2020/03/Assistierter-Suizid-MB-M%C3%A4rz-2020. pdf (Zugriff: 01.06.2020)

Borasio, Gian Domenico et al. (2014). Selbstbestimmung im Sterben – Fürsorge zum Leben. Ein Gesetzesvorschlag zur Regelung des assistierten Suizids. Verlag W. Kohlhammer: Stuttgart. Brysch, Eugen (2015).»(K)ein Recht auf Sterbehilfe?« In: Niederschlag, Heribert/Proft, Ingo (Hrsg.) (2015). Recht auf Sterbehilfe? Politische, rechtliche und ethische Positionen. Reihe: Ethische Herausforderungen in Medizin und Pflege, Band 7. Matthias Grünewald Verlag: Ostfildern. S. 13-21.

Deutsche Gesellschaft für Palliativmedizin e. V. (Hrsg.) (2015). Ärztlich assistierter Suizid. Reflexionen der Deutschen Gesellschaft für Palliativmedizin. Berlin. [DGP 2015]

Deutsche Gesellschaft für Palliativmedizin e. V. (Hrsg.) (2019). Stellungnahme der Deutschen Gesellschaft für Palliativmedizin zur mündlichen Verhandlung des Zweiten Senats des Bundesverfassungsgerichts am 16. und 17. April 2019 in Sachen» § 217 StGB (geschäftsmäßige Förderung der Selbsttötung) « zu den Verfassungsbeschwerdeverfahren Aktenzeichen 2 BvR 651/16, 2 BvR 1261/16, 2 BvR 2347/15, 2 BvR 1593/16, 2 BvR 2354/16, 2 BvR 2527/16. Berlin. file:///D:/Dokumente/Aufsatz%20Projekte/DGP Stellungnah-

me_Verhandlung_BVerfG_120319%20 2019.pdf (Zugriff: 21.05.2020) [DGP 2019]

Deutsche Gesellschaft für Palliativmedizin e. V./Deutscher Hospiz- und PalliativVerband e. V./Bundesärztekammer (Hrsg.) (2010). Charta zur Betreuung schwerstkranker und sterbender Menschen in Deutschland. Berlin. charta-zur-betreuung-sterbender. de/files/dokumente/RZ_151124_charta_Einzelseiten_online.pdf (Zugriff: 03.06.2020) [Charta zur Betreuung schwerstkranker und sterbender Menschen]

Deutscher Hospiz- und Palliativverband e. V. (2020). Es droht die Entsolidarisierung der Gesellschaft. Der DHPV zur Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts. In: Bundes-Hospiz-Anzeiger 02/2020, S. 16f.

Gärtner, Heribert W. (2015).»Nur damit Du es weißt: Ich werde nicht leiden und mein Ende selbst bestimmen...« Die Geschichte eines angekündigten, aber nicht vollzogenen Suizids einer Frau mit Hirnmetastasen. In: Niederschlag, Heribert/Proft, Ingo (Hrsg.) (2015). Recht auf Sterbehilfe? Politische, rechtliche und ethische Positio-

nen. Reihe: Ethische Herausforderungen in Medizin und Pflege Band 7. Matthias Grünewald Verlag: Ostfildern, S. 73-85.

Hardinghaus, Winfried (2015). Für eine sorgende Gesellschaft. In: Niederschlag, Heribert/Proft, Ingo (Hrsg.) (2015). Recht auf Sterbehilfe? Politische, rechtliche und ethische Positionen. Reihe: Ethische Herausforderungen in Medizin und Pflege Band 7. Matthias Grünewald Verlag: Ostfildern. S. 37-45.

Hoffmann, Christiane/Schmergal, Cornelia/Stuff, Britta (2015). Wie wir sterben wollen. Ethik. In der nächsten Woche debattiert der Bundestag über die Beihilfe zum Suizid. Für die Abgeordneten ist es eine sehr persönliche Frage. Zehn Protokolle einer schweren Entscheidung. In: DER SPIEGEL 27/2015, S. 52-57.

Jordan, Isabella (2010). Von der Naturnotwendigkeit des Ablebens zur präventiven Sterbe-Gestaltung? Zum Wandel sozialer und medizinischer Sterbe-Debatten in den 80er Jahren. In: Gesundheitswesen 72/2010, S. 205-206. Leitlinienprogramm Onkologie der Arbeitsgemeinschaft der Wissenschaftlichen Medizinischen Fachgesellschaften e. V. (AWMF), Deutschen Krebsgesellschaft e. V. (DKG) und Deutschen Krebshilfe (DKH) (Hrsg.) (2020). Erweiterte S3-Leitlinie Palliativmedizin für Patienten mit einer nicht-heilbaren Krebserkrankung. Langversion 2.1 – Januar 2020 AWMF-Registernummer: 128/001-OL. Berlin. file:///D:/Dokumente/Aufsatz%20 Projekte/LL_Palliativmedizin_2.1_Langversion.pdf (Zugriff: 24.05.2020)

Klie, Thomas/Student, Johann Christoph (2007). Sterben in Würde. Auswege aus dem Dilemma Sterbehilfe. Verlag Herder GmbH: Freiburg im Breisgau.

Kremeike, Kerstin et al. (2019). Todeswünsche bei Palliativpatienten – Hintergründe und Handlungsempfehlungen. In: Zeitschrift für Palliativmedizin 06/2019. S. 323-333.

Schnieder, Patrick (2015). Normgerechtes Sterben. Aufgaben und Grenzen staatlicher Regulierung. In: Niederschlag, Heribert/Proft, Ingo (Hrsg.) (2015). Recht auf Sterbehilfe? Politische, rechtliche und ethische Positionen. Reihe: Ethische Herausforderungen in Medizin und Pflege Band 7. Matthias Grünewald Verlag: Ostfildern, S. 57-63.

Trägerübergreifender Ethikrat im Bistum Trier (Hrsg.) (2015). Stellungnahme des Ethikrates. Assistierter Suizid. 2. Auflage. Vallendar.

Herausgeber



Hospiz Stuttgart
Stafflenbergstraße 22
70184 Stuttgart

Fon 0711-23741-0 Fax 0711-23741-54

info@hospiz-stuttgart.de hospiz-stuttgart.de

© Hospiz Stuttgart.
Alle Rechte vorbehalten.

Redaktion

Manfred Baumann,
Gesamtleiter Hospiz Stuttgart

Gestaltung feedback media design

Druck und BindungDruckhaus Stil + Find

ISBN 978-3-00-068301-5



Mit freundlicher Unterstützung von







